

Jugend-Bibliothek

in vier Bänden

verfasset von dem berühmten

Jugend-Bibliothek

in vier Bänden

verfasset von dem berühmten

Jugend-Bibliothek,

in einer Auswahl

vorzüglicher englischer und französischer

Jugendchriften

in deutscher Uebersetzung;

für

Kinder religiöser Erziehung

aus allen Ständen.

X.

Geschichte eines Ward'or

in drei Erzählungen.

Mugsburg, 1854.

Verlag der A. Kollmann'schen Buchhandlung.
(Gedruckt in deren eigener Dffizin.)

Geschichte eines Maxb'or

in

drei Erzählungen.



- I. Das bewegliche Bild, oder:
Was gilt ein Maxb'or?
- II. Der kleine Peter.
- III. Die Versuchungen.

Aus dem Französischen.

Jugend - Bibliothek.

Auswahl vorzüglicher Erzählungen
für Kinder.

X.



Mugsburg, 1854.

Verlag der G. Hollmann'schen Buchhandlung.

Geschichte eines Pfaffen

von
dem Verfasser
der Geschichte

des Pfaffen

von

I. Das erste Buch

II. Das zweite Buch

III. Das dritte Buch

IV. Das vierte Buch

V. Das fünfte Buch

Index - Alphabetisch

Verzeichnis der

in dem Buch

enthaltenen

Verzeichniß

der in dem Buch

Geschichte eines Mard'or.

I.

Das bewegliche Bild
oder:
was gilt ein Mard'or?

Mignes ging mit ihrer Mutter durch den glänzenden Bazar der Residenzstadt; vor jedem der reichen Kaufläden blieb sie stehen, bewunderte alles was sie sah, und hätte gar zu gern bald diesen, bald jenen Gegenstand gekauft, der ihr besonders in die Augen stach, den sie aber gleich wieder über den nächstfolgenden vergaß: wie ein Schmetterling eilte sie von einem zum andern. Besonders aber wurde sie von einer Spielwaaren-Handlung angezogen; nicht als ob sie sich die vielen Puppen, die kleinen Kutschen,

oder die winzigen Kästen gewünscht hätte in deren Schubläden sie kaum ihren Fingerhut hätte aufbewahren können; nein, dazu war sie nicht mehr kindisch genug, denn sie ging schon in's zwölfte Jahr. Aber es befand sich in dieser Handlung ein bewegliches Bild, auf welchem zwei in Holz geschnitzte Männchen zu sehen waren, die gegen einander kämpften, ein Hündchen, das den Bratspieß wendete, eine Wäscherin, die Wäsche ausspülte, ein Pflasterer, der mit seinem Hammer klopfte, und ein Steinmeh, der Steine zuhieb. — Sie hat ihre Mutter, ein wenig stehen zu bleiben, und die Mutter gewährte ihr gern die Freude, das allerliebste Bild längere Zeit zu betrachten. Agnes hätte gar zu gern das Ganze in Bewegung gesehen, besonders das den Bratspieß wendende Hündchen, und frug die Mutter, ob sie nicht den Kaufmann ersuchen wolle, es aufzuziehen. „Nein, mein Kind,“ antwortete die Mutter; „der Kaufmann kann das Bild nicht für jeden Vorübergehenden aufziehen; wenn ich ihn darum bäte, würde er mit Recht erwarten, daß ich ihm das Bild abkaufe.“
 „Es ist gewiß recht theuer?“ meinte

Agnes. „Es kostet einen Mark'or“ sagte der Kaufmann der ihre Frage gehört hatte.

„O Mutter!“ flüsterte Agnes, „wie wohlfeil!“ denn sie glaubte ein so herrliches Ding müsse ungeheures Geld kosten. „Wie glücklich wäre ich, wenn ich um einen so geringen Preis dieses schöne Bild haben könnte.“

„Dieses Geld kann auf vielerlei Art besser verwendet werden“, entgegnete die Mutter, und setzte ihren Weg zu Agnesens nicht geringem Verdruß ruhig fort. Agnes konnte es gar nicht begreifen, daß ihre Eltern, die doch, wie sie meinte, so reich seyen, das Vergnügen entbehren wollten, ein so schönes bewegliches Bild, mit dem netten Hündchen, das wirklich den Bratspieß wendete, zu kaufen. Sie hatte noch nicht gelernt, daß auch vermögliche Leute das Geld, womit sie viel Gutes thun können, nicht auf unnütze Ausgaben verwenden sollen.

Sobald sie nach Hause kam, erzählte sie ihrem Vater von dem Bilde.

„Denke nur, Väterchen“, sagte sie, „um einen Mark'or hätte man es haben können; wie glücklich wäre ich gewesen, einen Mark'or zu besitzen!“

„Dazu würdest du ihn doch gewiß nicht verwendet haben“ meinte der Vater.

„Freilich, lieber Vater,“ entgegnete Agnes; „was hätte ich mir denn schöneres und angenehmeres darum verschaffen können?“

„Ich begreife“, sagte der Vater, „daß du dir jetzt nichts angenehmeres denken kannst; aber Nützlicheres hätte man doch mit dem Gelde thun können.“

„Mit einem Mark'or, Väterchen? was kann man sich denn besonders nütliches um diesen Preis verschaffen?“ Indem sie dies sagte, spielte Agnes mit dem Geldbeutel, den die Mutter auf dem Tisch hatte liegen lassen, und heraus fiel ein Mark'or. Sie hob ihn auf: „Sieh, Vater,“ fuhr sie fort: „was läßt sich denn viel mit so einem kleinen gelben Ding machen?“ —

„Was?“ sagte der Vater. „Mein Kind, wenn ich dir sagen würd', wie viele saure Mühe es oft kostet, es zu erwerben, wie große Gefahren aus der schlechten Verwendung desselben entspringen können, wie viel Gutes man damit den Nothleidenden erweisen kann, wie schwere Vergehen oft begangen werden, um sich ein solches Stück Geld zu verschaffen,

gewiß, du würdest nie mehr versucht werden, es auf nutzlose Tändeleien zu verwenden."

"Aber, Väterchen", sagte Agnes kleinlaut, denn die Rede ihres Vaters hatte sie ernst gestimmt, — "darf man denn nichts zu seinem Vergnügen ausgeben?"

"Wenn man hierin zu streng verfahren wollte", erwiderte der Vater, "so würde man Gefahr laufen, andre Pflichten zu verletzen. Jeder Stand hat hierin seine besonderen Verpflichtungen. Vermögliche Leute sollen etwas für die Geselligkeit thun, denn es ist gut, daß sie gepflogen werde; sie bringt die Menschen zusammen, sie nähert sie einander, und das kann nicht ohne einige Ausgaben geschehen. Auch kommen die Ausgaben der Reichen, wenn sie das Maas nicht überschreiten, den Armeren zu Gute, die von der Arbeit leben müssen. Leute, die, wie ich z. B., sehr beschäftigt sind, bedürfen auch der Erholung, um ihre ernstern Pflichten fortwährend erfüllen zu können. Deshalb sind manche Ausgaben, die nicht gerade nützlich genannt werden können, doch gut und sogar nothwendig. Aber wer sich an ernstes Nachdenken und besonders an strenge Gewissenhaftigkeit gewöhnt

hat, wird solche Ausgaben gar leicht von denen unterscheiden, die eigentlich gar keinen Zweck haben, und also geradezu verschwenderisch genannt werden müssen, und wird sich diese letzteren niemals gestatten. Von dir, mein kleines Mädchen, kann ich eine solche Unterscheidung noch nicht verlangen; alles was dir Vergnügen macht, erscheint dir wichtig, und das ist natürlich; ich wünsche aber, daß du den Werth dessen kennen lernest, was du darauf verwenden willst: deßhalb hebe ich diesen Ward'or für dich auf, und werde dir ihn schenken, sobald du mir eine wahrhaft nützliche Art vorschlagen kannst, ihn auszugeben."

Agnes küßte dem Vater dankbar die Hand; sie versprach eine solche Gelegenheit zu suchen; wir werden bald sehen, ob es ihr gelang, sie zu finden.

In den nächstfolgenden Tagen dachte Agnes beinahe an nichts anderes; sie konnte keine sie befriedigende Art ersinnen, ihr Goldstück zu verwenden. Die Reden ihres Vaters hatten sie zum Nachdenken angeregt; sie wünschte etwas wahrhaft Nützliches damit zu erzielen; da aber ihre gütigen Eltern für

alle ihre Bedürfnisse sorgten, und ihr sogar alle kleinen Vergnügungen gewährten, die sie für sie passend fanden, — so beschloß Agnes, ihren Schatz zu einem Werke der Wohlthätigkeit zu spenden, nur wußte sie eben nicht recht, wie sie es damit angehen sollte. Oft begegnete sie armen Leuten und sie gab ihnen gern; zu diesen kleinen Almosen aber reichte ihr Taschengeld vollkommen hin; auch wußte sie nicht, welcher von diesen Armen bedürftiger sei als der andere, und wie konnte sie dieß erfahren?

Die Zeit verging; die Beschäftigungen und Erholungen des täglichen Lebens nahmen Agnesens Aufmerksamkeit in Anspruch, und sie vergaß nach und nach ihr Goldstück. Endlich kam das Frühjahr und mit ihm zogen Agnes und ihre Eltern aufs Land. Als der Vater auf der Reise dahin das Postgeld zahlte, wurde Agnes an ihren Ward'or erinnert und sprach mit ihrem Vater davon; er meinte, auf dem Lande könne sie ihn am besten verwenden, denn da ließe sich mit dem wenigsten Geld am meisten Gutes thun.

Wirklich waren sie kaum acht Tage in Eldenbeim — so hieß das Gut ihrer Eltern

— als Agnes athemlos zu ihrem Vater gelaufen kam und ihn um das Goldstück bat.

„Der alten Marianne“ erzählte sie, — „du kennst sie ja, denn sie arbeitet oft bei uns im Taglohn — ist von einem Pferde das Bein entzwei geschlagen worden. Als sie eben jammernd auf dem Boden lag, kam zum Glück der Arzt aus dem benachbarten Städtchen vorbei geritten; er hat sie heimtragen lassen, und das Bein gleich wieder eingerichtet. Aber die arme Marianne wird jetzt allerlei brauchen; verdienen kann sie lange, lange nichts; und sie wird Arzneien haben müssen, und Suppen. Wer sorgt für sie? ihr Mann ist bei der Armee im Felde; sie und ihr kleines, achtjähriges Töchterchen leben ja bisher nur vom Taglohn und von dem Erlös ihres Gärtchens. Da muß schon geholfen werden.“

„Gewiß, mein Kind;“ entgegnete der Vater, und lächelte gerührt über den Eifer der gutherzigen Agnes; „aber hast du denn schon darüber nachgedacht, wie du das Goldstück verwenden willst, damit es der armen Marianne recht nützlich werde.“

„Ich will es ihr eben geben, Väterchen“

sagte Agnes, „und sie wird damit alles kaufen was sie braucht.“

„Glaubst du, daß sie recht viel damit wird kaufen können?“ fragte der Vater weiter.

„Ich glaube kaum,“ erwiderte Agnes etwas kleinlaut; „aber es ist doch immer etwas.“

„Wenn du aber,“ fuhr der Vater fort, „das Goldstück so verwerthen könntest, daß es der Marianne recht großen Nutzen brächte? wie dann?“

„O Väterchen,“ sagte Agnes, ihren Vater liebkosend, „während wir miteinander sprechen, ängstigt sich die arme Marianne, denn sie weiß noch nicht, daß wir ihr zu Hilfe kommen wollen.“

Der Vater beruhigte sie hierüber; er hatte von dem Unfalle der armen Marianne schon früher Kunde erhalten, und der Haushälterin, einer ganz vertrauten Person, befohlen, gleich hinzugehen und ihr vor der Hand das Nothwendigste zu bringen. „Von nun an aber,“ sagte der Vater, „übergebe ich sie dir; du hast dafür zu sorgen, daß ihr nichts abgehe; glaubst du, dein Ward'or werde dazu hinreichen?“

„Ach! nein;“ antwortete Agnes mit einem tiefen Seufzer; „wie soll ich's anfangen?“

„Was glaubst du denn, daß sie vor allem bedarf?“

„Vor allem braucht sie jemanden der sie pflege,“ meinte Agnes, „denn ihre Tochter Susannchen ist dazu noch zu klein und zu schwach.“

„Einige Nachbarinnen haben dieß bereits übernommen und werden sich Tag und Nacht bei ihr ablösen; du siehst, was diese armen Weiber ohne alles Geld zu thun vermögen.“

„Das kann aber ich nicht thun,“ sagte Agnes.

„Deshalb mußt du etwas anderes thun. Braucht sie nicht auch Arzneten?“

„Die wird man wohl kaufen müssen.“

„Die meisten Kräuter aus welchen ihre Arzneten bestehen werden,“ sagte der Vater, „wachsen wild auf Wiesen und Feldern; deine Mutter und ich kennen sie; wir werden sie dir zeigen; wenn du nun deine Spaziergänge dazu verwenden willst sie zu suchen, wirst du einen hübschen Vorrath der nothwendigsten sammeln können. Dann zeigen

wir sie dem Arzt, damit er sehe, ob wir uns dabei nicht geirrt haben.“

„Ach! da ist noch der Arzt der sie behandelt“, unterbrach ihn Agnes, „an den ich gar nicht gedacht hatte.“

„Er ist unser Arzt,“ sagte der Vater; „wir geben ihm jährlich ein bestimmtes Honorar; er besucht uns oft und wird, wie du weißt, immer als Freund empfangen; deshalb thut er uns auch vieles zu Gefallen. Außerdem ist er ein rechtschaffener Mann, der viele Arme umsonst behandelt, und wir beweisen ihm unsere Dankbarkeit hie und da durch kleine Geschenke, — ein Faß von unserem Weine oder etwas dergleichen.“

„Aber, lieber Vater,“ meinte Agnes, „das thust alles du; andre Leute thun es, aber ich thue nichts dabei.“

„Du vermagst noch nicht viel selbst zu thun, mein gutes Kind,“ erwiderte der Vater, „weil du noch sehr jung bist und nichts besitzt; aber eben weil du von uns abhängst, darfst du unsere freudige Bereitwilligkeit, allen deinen vernünftigen Wünschen entgegen zu kommen, zu den Mitteln zählen, die dir Gott gegeben hat, andern zu geben. Auch werden

Alle dir gerne beistehen, wenn sie sehen, daß du das Gute willst, und du sie um ihren Beistand bittest.“

„Bitten ist oft schwer,“ meinte Agnes; „dich oder die Mutter um etwas zu bitten, das ich gern; aber fremde Leute um etwas anzugehen kostet mich große Ueberwindung.“

„Und doch, mein Kind“, sagte der Vater, „liegt gerade hterin oft das größte Verdienst der Barmherzigkeit. Wenn wir wahrhaft barmherzig sehn wollen, müssen wir den Stolz überwinden, der nicht gerne bittet; die Trägheit, die sich nicht gerne umthut, nicht gerne bemüht; die Bequemlichkeit und Unbedachtsamkeit, durch welche uns tausend Hilfsquellen verloren gehen. Wir müssen Mittel erfinden, mit Wenigem Viel zu erzielen. Diejenigen, die sich damit begnügen, Geld zu verschenken, haben ihre Mittel gar bald erschöpft und leisten wenig; die Erfindungen der Barmherzigkeit aber sind unerschöpflich.“

„Lieber Vater“, sagte Agnes schüchtern, „ich bitte dich, mir die Heilkräuter zu zeigen, aber ich fürchte sehr, daß mir sonst nichts einfallen wird.“

„Wir wollen sehen,“ sagte der Vater; hier hast du deinen Max'dor; aber, wenn du meinem Rathe folgst, wirst du ihn nur zu solchen Gegenständen verwenden, die du dir auf keine andere Weise verschaffen kannst; bedenke dieß wohl. In einem größeren Hause gibt es immer viele Dinge, mit welchen man helfen kann, ohne daß es gerade Ausgaben verursache; denn sie würden sonst oft ohne Nutzen verloren gehen. Um solche Dinge darfst du uns immer bitten; wir werden dir getreulich beistehen, deine Marianne zu unterstützen, die von jetzt an deiner Pflege überlassen ist.“

Agnes ward ängstlich zu Muthen wegen der Pflichten die ihr auferlegt wurden und die sie fürchtete nicht in ihrem ganzen Umfange erfüllen zu können, und doch war ihr Herz freudig bewegt, daß nun auch sie für jemanden zu sorgen habe. In diesem Augenblicke trat ihre Mutter in's Zimmer und der Vater theilte ihr alles mit, was sich zugegetragen hatte. Ein Bedienter meldete jetzt, die alte Margarete — eine der Nachbarinnen die Mariannens Pflege übernommen haben — sei draußen und bitte um alte Wäsche für sie.

„Dafür hat Agnes zu sorgen“, sprach die Mutter, „wende dich an sie.“

Agnes blickte ganz erschrocken zu ihrer Mutter auf; „aber, liebe Mutter“, sagte sie, „ich habe keine alte Wäsche.“

„Und weißt du kein Mittel, dir welche zu verschaffen?“

„Frau Bastian“ (so hieß die Haushälterin) „hat freilich viele alte Wäsche, die abgelegten Bett- und Tafeltücher des Schlosses; aber sie ärgert sich immer, wenn man welche verlangt. Als meine Gouvernante im vorigen Jahre einen wehen Fuß hatte, getraute sie sich nie, sie darum zu bitten.“

„Und doch“, entgegnete die Mutter, „mußt du bis morgen die Sache in Ordnung bringen, denn morgen wird Marianne die alte Wäsche brauchen.“

„O Mutter!“ bat Agnes schüchtern, „wenn du doch so gut wärest, der Frau Bastian zu sagen, sie soll mir welche geben.“

„Sie würde ohne Zweifel meinen Befehlen nachkommen; aber glaubst du, daß sie es auf diese Weise gern thun würde? Sie weiß wohl, daß es mein Wille ist, Allen, die es bedürfen, mit alter Wäsche auszuhefeln;“

da sie aber oft viele Leute damit zu versorgen hat, so fürchtet sie, es möge jeder Einzelne zu viel erhalten; ich glaube wohl, daß sie auch ihre Macht gern fühlen läßt. Gewiß ist es aber, daß sie die Wäsche viel bereitwilliger geben wird um dir eine Freude zu machen, als wenn ich ihr's befehle."

Agnes ging ganz betrübt aus dem Zimmer. Auf dem Gang begegnete ihr die alte Margrete, der sie versprach, wo möglich bis morgen die Wäsche zu schicken.

"Wir brauchen sie recht nothwendig," sagte Margrete, "sonst können wir die Umschläge nicht wechseln."

Agnes war in großer Verlegenheit; sie wußte nicht recht, was sie thun sollte. Frau Bastian war schon seit dreißig Jahren im Hause; alle Dienstboten fürchteten sie wegen ihrer Strenge und Sparsamkeit, und, ohne recht zu wissen warum, fürchtete Agnes sie auch. Beinahe hätte sie gewünscht, daß ihre Eltern selbst die Sorge für die arme Marianne übernommen hätten; sie sah eine Menge Schwierigkeiten vor sich, die sie nicht zu überwinden wußte; und doch konnte sie sich nicht entschließen, sich ihrer Aufgabe zu

entzlehen. Nachdenklich stand sie noch an der Stelle, wo die alte Margrete sie verlassen hatte, als sie Frau Bastian auf sich zukommen sah. Sie wurde ganz roth und bückte sich über ihren Hortensienstock, der gerade vor ihr auf dem großen Bogensenster des Ganges stand. Frau Bastian blieb bei ihr stehen, und sagte: der Hortensienstock sei wunderschön.

Agnes zeigte ihr nun die zwei Ableger, die sie im vorigen Jahr eingesezt hatte, und die schon volle Knospen trugen. Auch diese bewunderte Frau Bastian.

„Wollen sie sie, Frau Bastian?“ sagte Agnes lebhaft.

„Ich möchte Sie nicht berauben, gnädiges Fräulein.“ —

„D doch, doch!“ rief Agnes, nahm unter jeden Arm einen der Blumentöpfe, hüpfte behende die Treppe hinunter, und stellte sie auf das Fenster, an welchem Frau Bastian ihre Nährarbeit hatte; sie holte Wasser, ihre Stöcke zu begießen, putzte die Blätter, band sie an neue Stöckchen auf, und Frau Bastian wußte ihres Dankes kein Ende.

Endlich sagte Agnes, indem sie sich noch

mit den Blumen allerlei zu schaffen machte:
 „Frau Bastian! können sie mir nicht ein wenig alte Wäsche für die arme Marianne geben? die Mutter hat mir erlaubt, sie darum zu bitten.“

„Von Herzen gern,“ antwortete Frau Bastian in der heitersten Laune; „die arme Frau kann's gut brauchen, denn sie wird lange zu thun haben, bis sie sich wieder erholt.“ Frau Bastian führte nun Agnes in die Leinwandkammer, und gab ihr einen großen Pack alter Wäsche, den sie mit freudepochendem Herzen und leuchtenden Augen zu ihrer Mutter trug, die ihr erlaubte, ihn selbst zur armen Marianne zu bringen. Während sie auf der Altane ihre Gouvernante erwartete, die sie begleiten sollte, sah sie Susannchen an der Gartenmauer herbei schleichen, gerade als fürchte sie, gesehen zu werden, und habe doch etwas auf dem Herzen. Agnes rief ihr und fragte, wie es der Mutter gehe?

„Ziemlich gut“, antwortete Susanne mit einem schweren Seufzer.

„Was suchst du denn?“ fragte Agnes weiter.

„Nichts,“ und auf dieses „nichts“ folgte ein noch tieferer Seufzer. Sie betrachtete Agnesens Blumen, bewunderte sie und sagte dann auf einmal: „ich habe heute noch nichts gegessen.“

„Nichts?“

„Nein, und ich glaube, daß ich auch nichts bekommen werde.“

„Warum denn nicht?“

„Die Mutter kann ja nicht kochen.“

„Warte ein wenig,“ sagte Agnes, und lief geschwinde zu ihrer Mutter, ihr zu sagen, Susannchen habe nichts zu essen. „Glaubst du, liebe Mutter“, fuhr sie fort, „es würde nicht möglich seyn, ihr hier im Hause etwas geben zu lassen? Es wird doch immer viel für die Diensthoten gekocht . . .“

„Gewiß mein Kind,“ antwortete die Mutter, „aber das Brod . . .“

„O Mutter! es wird ja immer zu Hause gebacken; müßte denn für Susanne eigens angetragen werden?“

„Ich glaube nicht,“ sagte die Mutter, „wenn du nicht immer die größten Stücke Brod herunter schneiden und dem Hofsund vorwerfen wolltest.“ — Agnes versprach, es

nicht mehr zu thun, und die Mutter erlaubte, daß Susannchen im Schlosse essen dürfe, so lange ihre Mutter krank sey. Agnes brachte ihr sogleich — damit sie bis zur Essensstunde nicht hungere — ein großes Stück Brod und noch dazu einen kleinen Lebkuchen, den ihr die Mutter geschenkt hatte. Als sie an der Hundshütte vorüber ging, kam der Hund ihr entgegen, so weit es die Kette gestattete, und wedelte freundlich mit dem Schweife. „Rein armer Lürk“, sagte sie, „ich darf dir jetzt keine so großen Brocken mehr geben.“ Sie holte aber aus dem Korb, in welchem die Ueberreste gesammelt wurden, ein Stück altgebackenes Brod, um Lürk's Gunst nicht ganz einzubüßen. Dann ging sie mit ihrer Gouvernante zur armen Marianne; den Pack mit der alten Wäsche hat sie selbst tragen zu dürfen, obwohl er recht schwer war.

„Seht, Marianne“, sagte sie, in's Stübchen eintretend, da habt ihr alte Wäsche, welche die Mutter mir für Euch gegeben hat.“ Und indem sie dies sagte, wurde sie ganz roth vor freudiger Verlegenheit.

„Es lag ihr sehr am Herzen, Euch diese Hilfe zu verschaffen“, bemerkte die Gouvernante.

„Das ist schön, Fräulein Agnes,“ sagte etne der Nachbarinnen, „daß ihr die armen Leute besucht und ihnen beisteht.“

Agnes erröthete noch mehr, vor Freude über diese Rede; aber sie wußte nichts darauf zu sagen. Junge Mädchen sind oft sehr verlegen, mit armen Leuten zu sprechen, weil sie ihre Verhältnisse noch nicht kennen, und im Umgang mit ihnen keine Übung haben; diese Schüchternheit wird ihnen häufig als Stolz ausgelegt. In diesem Augenblicke kam Susannchen herein, ihr Brod mit großem Appetit verzehrend. Sie sagte, daß Fräulein Agnes es ihr gegeben habe.

„Meine Mutter hat erlaubt,“ fuhr Agnes fort, „daß Susanne im Schloß essen dürfe, so lange ihr krank seid Marianne; ich habe sie darum gebeten.“

„Das ist es, was sie braucht“, bemerkte dieselbe Nachbarin: „die ganze Zeit hat sie geweint und gefragt: wer wird für mein armes Kind sorgen? Ich habe ihr gesagt, wenn sie sich nicht beruhige, werde sie ihr Fieber verschlimmern.“

„Es soll euerm Susannchen nichts abgehen, und, wie ich hoffe, euch auch nicht,

meine arme Marianne", rief Agnes mit großer Lebhaftigkeit.

Freude und Dank leuchteten aus Mariannens bleichem Angesicht; sie faltete ihre Hände unter der Decke, denn sie durfte sich nicht bewegen. Eine der alten Frauen, die am Bette saßen, legte ihre Krücke weg, ergriff Agnesens Hand und sagte: „Ihr seid ein gutes Fräulein, der liebe Gott wird euch segnen.“ Agnes war so gerührt, daß die hellen Thränen ihr in die Augen traten; sie fühlte sich jetzt gar nicht mehr besangen, und befragte die Frauen über den ganzen Hergang der Sache, über alles, was die arme Marianne gelitten und was der Arzt angeordnet habe. Als sie die Stube verließ, erhob Marianne ihre schwache Stimme sie zu segnen, und die alte Frau wiederholte: „Ihr seid ein gutes Fräulein!“ Agnes fühlte eine noch nie empfundene Freude; in diesem Augenblicke hätte sie ihre Aufgabe, für Marianne zu sorgen, um alle Schätze der Welt nicht hergegeben. Sie erzählte alles ihren Eltern. „Um Eines möchte ich dich noch bitten, liebe Mutter," fügte sie bei, „und ich hoffe, es soll das letzte sein, nämlich um Fleischbrühe für

die arme Marianne. Ich könnte zwar wohl Fleisch für sie zusetzen lassen, aber da bräuchte ich Holz, und das Fleisch darf sie doch nicht essen; auch würden die Nachbarinnen die Mühe haben, die Suppe zu kochen, und wenn man sie auf zwei Tage machen wollte, könnte sie leicht fauer werden. Darf ich nicht aus unserer Küche welche holen?"

„Du bist ja sehr klug und umsichtig geworden, mein kleines Mädchen“ sagte die Mutter lächelnd. Agnes hatte dieß alles durch ihr Gespräch mit Mariannens Nachbarinnen gelernt. Die Mutter erlaubte ihr sehr gern, Franz den Koch um Fleischbrühe zu bitten, und er zeigte sich ungemein bereitwillig, ihre Wünsche zu erfüllen, wenn sie ihm nur den Kummer nicht mehr machen wolle, bald diese, bald jene seiner Speisen zu tadeln. Agnes versprach mit allem zufrieden zu seyn, und sie war so glücklich, daß ihr auch wirklich alles vortrefflich schmeckte.

Nachmittags sammelte sie auf dem Felde, auf den Wiesen des Parks und sogar in den Sprüngen alter Mauern viele Heilkräuter, die sie hatte kennen gelernt. Sie zeigte sie dem Arzt, der diejenigen ausuchte, die er

brauchen konnte, und die noch fehlenden zu liefern versprach. Agnes fragte um den Preis. „Für sie, mein schönes Fräulein! kosten sie nichts“ antwortete er; „eine so nette barmherzige Schwester will ich nicht zu Grunde richten.“ Agnes dankte ihm gerührt; und er hatte so großes Wohlgefallen an ihrem guten Willen, daß er die arme Marianne mit ganz besonderer Aufmerksamkeit und Sorgfalt behandelte. Agnes und er wurden die besten Freunde. Einmal war eine etwas theure Arznei für die Kranke nothwendig; Agnes wollte sie bezahlen, aber der gute alte Doktor nahm es durchaus nicht an. „Ich bin auch Apotheker,“ sagte er, und mache die Arzneien selbst.“

„Aber, sie würden sie verkaufen?“ meinte Agnes.

„Das ist ungewiß,“ antwortete der Doktor; es gibt Arzneien die man vorräthig haben muß, und die sich doch nicht lange aufbewahren lassen. Deßhalb müssen wohlhabende Leute solche Arzneien theurer bezahlen, dagegen ist es billig, daß die Armen umsonst erhalten, was vielleicht doch verderben würde.“

Agnes beruhigte sich dabei, beschloß aber,

ihm ihren Dank durch ein kleines Geschenk zu beweisen und machte sich nach dem Rathe ihrer Mutter daran, ihm eine schöne Weste zu sticken, die sich auf seinem wohlgenährten runden Leib herrlich ausnehmen mußte. Die Mutter half ihr bei der Arbeit; und als sie vollendet war, wurde der gute Doktor zum Essen eingeladen, und die Weste unter seine Serviette gelegt. Seine Freude über die Aufmerksamkeit seiner „kleinen barmherzigen Schwester,“ — wie er sie immer zu nennen pflegte — war so groß, daß er von nun an ihr keine Bitte mehr abschlagen konnte.

Als Marianne besser wurde, durfte sie Brodsuppe essen und der Arzt wünschte dazu leichtes, weißes Brod, um ihren von Krankheit und langjähriger Entbehrung geschwächten Magen zu schonen. Agnes ließ anfangs Weizenbrod kaufen, aber bald bemerkte sie, daß am Tische vieles übrig bleibe, was eigentlich nicht mehr gebraucht, sondern an Geflügel und Hunde verfüttert wurde. Sie getraute sich nicht recht, es für Marianne zu verwenden.

„Mutter!“ sagte sie, „ist es erlaubi, der Marianne die Ueberbleibsel unseres Brodes

zu bringen, die auch dem Türk zugeworfen werden?"

"Liebes Kind!" entgegnete die Mutter, "wenn du diese Ueberreste der armen Marianne deßhalb bringen würdest, weil niemand mehr sie will, so wäre dieß allerdings sehr unrecht, eine solche Verachtung der Armen würde empörend seyn. Aber du willst ja im Gegentheil diese Brodreste nur darum für Marianne verwenden, um dir die Mittel zu bewahren, ihr noch mehr Gutes erweisen zu können. Du handelst also hierin aus Liebe, und die Liebe entscheidet vor Gott."

Also beruhigt sammelte Agnes täglich die auf dem Tisch übrig gebliebenen Brodreste, schnitt sie sorgfältig zu, und trug sie zur armen Marianne, die darüber große Freude äusserte. Das erstemal, wo sie dieselben überbrachte, fühlte sie sich doch etwas verlegen, aber bald merkte sie an dem aufrichtigen Danke der Kranken und ihrer Pflegerinnen, daß wahre Herzensgüte niemals verletzt. Oft aß sie selbst zum Frühstück schwarzes Brod, um ihrer Marianne ein ganzes weißes Laibchen bringen zu können.

Diese erholte sich von Tag zu Tag: Agnes

sah nicht ohne Bangigkeit der Zeit entgegen, wo sie sich mit ihrem Töchterchen wieder selbst würde forthringen müssen: sie war ja nicht im Stande gewesen, ihr Gärtchen herzurichten, dessen Erlös für sie ein Haupt-Erwerbsmittel gewesen war; das machte der guten Agnes viele Sorge. Eines Tages begegnete ihr Lise, des Schloßgärtners Tochter, die weinend aus der Schule kam. Sie sollte in diesem Jahre zur ersten heil. Communion gehen, und war gerade im Unterricht. Ihre Mutter lebte nicht mehr, der Vater hatte keine Zeit, sich mit ihr abzugeben, sie war auch ziemlich träge, und so geschah es, daß sie ihre Aufgaben aus dem Katechismus sehr nachlässig lernte, und darüber vom Herrn Pfarrer oft scharf zurecht gewiesen wurde. So war es auch heute wieder geschehen. Agnes fühlte großes Mitleiden mit Lise und sagte ihr, sie möge täglich zu ihr kommen, sie wolle ihr dann helfen ihre Aufgaben ordentlich zu lernen, und, wenn sie fleißig sei, so werde es gewiß bald besser gehen. Agnes gab sich viele Mühe, und in ein paar Wochen gelang es ihr auch, Lise zu größerer Thätigkeit anzuspornen; der Herr Pfarrer war mit ihr

zufrieden, und Jakob, der Gärtner, hoch erfreut. Er dankte Agnes mit gerührtem Herzen und erkundigte sich zugleich, wie es der armen Marianne gehe?

„Ziemlich gut,“ antwortete sie; aber ihr armes Gärtchen ist in einem schlechten Zustand, denn sie hat niemanden, der es bestelle.“

„Da kann man schon helfen,“ meinte Jakob.

Als sie Tags darauf im Garten saß und mit Bise den Unterricht im Katechismus durchnahm, sah sie Jakob, der gerade von Marianens Hütte kam; er hatte Kohlpflänzchen hingetragen und befahl seiner Tochter, Nachmittags hinüber zu gehen, um das Unkraut auszujäten: „ich werde das Gärtchen bestens besorgen, Fräulein Agnes,“ sagte er, „bis Marianne es wieder selbst thun kann.“ Mit Agnesens Hilfe brachte es Bise dahin, daß sie mit den andern Mädchen zur hl. Kommunion gehen durfte; Agnes und ihre Eltern wohnten der Feier bei, und Bise dankte ihrer kleinen gütigen Lehrerin mit gerührtem Herzen; wie glücklich fühlte sich Agnes an diesem schönen Tage! —

Ihre Sorge für die arme Marianne

brachte ihr vielfachen Segen; der Fleiß und die Mühe, die sie darauf verwendete, beschäftigten sie und erhielten sie in nützlicher Thätigkeit; die innere Zufriedenheit, die hieraus entsprang, machte sie freundlich und zuvorkommend gegen alle Leute, welche dann auch immer bereit waren, ihr beizustehen. Ihre Gouvernante gewann sie mit jedem Tage lieber, und war bemüht, ihr Beweise ihrer Zufriedenheit zu geben. Sie führte sie recht oft zur armen Marianne, gab Susannchen Unterricht in verschiedenen, für sie geeigneten Handarbeiten. Als die Mutter sich ziemlich erholt hatte, gaben sie ihr Anweisung, wie sie sie pflegen sollte, damit die Nachbarinnen wieder an ihre Geschäfte gehen könnten. Auch lehrten sie Susannchen den Garten besorgen, die Pflanzen begießen und die Beete rein halten, wobei ihr Agnes oft zu ihrem großen Vergnügen half. In ihren Freistunden strickte sie Röcke für Marianne, oder machte für sich Kleider und Halstücher, denn ihre Mutter hatte ihr versprochen, für den Macherlohn, den sie dadurch ersparte, der armen Marianne Wein zu geben, den sie zu ihrer Stärkung brauchte.

Endlich konnte Marianne das Bett verlassen. „Gehen kann ich noch nicht,“ sagte sie, als Agnes sie wieder besuchte, „aber arbeiten kann ich; wenn ich Flachs hätte, würde ich spinnen.“ Agnes kaufte einen kleinen Flachs-vorrath, und Marianne, die ungemein fleißig war, und die lange Unthätigkeit nur mit Mühe ertragen hatte, spann den ganzen Tag. Für das Garn gab ihr der Weber grobeleinwand, die Agnesens Mutter ihr abkaufte: so konnte sie sich wieder mit Flachs versehen, und ihre Arbeit fortsetzen. In den ersten Tagen ihrer Krankheit hatte Agnes für sie ein Ferkel gekauft, das sie sehr wohlfeil bekommen hatte; im Schloß war es mit den andern Schweinen gefüttert worden. Es war nun groß und fett; Agnes ließ es zu Marianne treiben; der Garten hatte eine hübsche Erndte an Gemüsen und Kartoffeln geliefert, und als nun der Herbst zu Ende war, konnte Agnes ohne alle Besorgniß für ihre Schutzbefohlene zurückkehren.

„Bist du mit der Verwendung deines Mark'or zufrieden?“ fragte sie der Vater, als sie im Wagen saßen.

„O lieber Vater! rief Agnes ihm die

Hand küßend, „wie glücklich hat mich dieser Maxd'or gemacht!“

„Du hast uns alle für deine Schutzbesohlene in Anspruch genommen,“ fuhr der Vater lächelnd fort; „mit der Zeit wirst du lernen, daß wir unsere Sorge nicht auf einen Gegenstand beschränken dürfen, sondern unsere Wohlthätigkeit auf alle ausdehnen müssen, die wir erreichen können.“

„Aber, Väterchen, ich konnte doch nicht mehr thun, als für Marianne sorgen.“

„Gewiß nicht, mein Kind!“ sagte der Vater; „ich bin auch weit entfernt, dir einen Vorwurf machen zu wollen. Im Gegentheile bin ich mit der Art, wie du deinen Maxdor benützt hast, so zufrieden, daß ich dir alle Quartal einen zu gleichen Zwecken schenken will.“

Agnes klatschte in die Hände und dankte ihrem Vater tausendmal: „jetzt weiß ich erst,“ bemerkte sie, „wie ich damit haushalten muß. Durch die Mühe, die wir uns geben, genießen wir erst die Freude des Wohlthuns; wenn ich der armen Marianne achtzehn Goldstücke hätte geben können, wär' ich nicht halb so glücklich gewesen, als ich es durch die Pflege

war, die du mir erlaubtest, ihr den ganzen Sommer zu widmen.“

„Dieses Glück,“ bemerkte der Vater, „entbehren diejenigen, welche alle Unannehmlichkeiten, alle Mühe von sich abwehren wollen; sie erschrecken vor den Schwierigkeiten, die ihnen Anfangs begegnen und die sie nicht den Muth haben zu überwinden, und verlieren den Segen, der eben an die Befiegung dieser Schwierigkeiten geknüpft ist.“

Agnes erinnerte sich bei diesen Worten, daß auch sie am ersten Tage, wo sie wegen der alten Wäsche in so großer Verlegenheit war, beinahe gewünscht hatte, der Sorge für die arme Marianne enthoben zu seyn, und dankte Gott, daß sie diesem Wunsche nicht nachgegeben habe.

Sie ist jetzt groß geworden; die Summe die sie von ihrem Vater erhält, verwendet sie beinahe immer auf seinen Gütern; es ist unglaublich, wie viel sie damit zu Stande zu bringen weiß. Alle Leute im Dorfe lieben sie herzlich; da sie vielen unter ihnen geholfen hat, so sind alle bereit, ihr bei jeder Gelegenheit beizustehen, wo sie ihrer Hilfe für Andere bedarf, und so vervielfältigen sich ihre

Mittel mit jedem Jahre. Einen Theil des Gartens hat sie mit Heilkräutern bepflanzt, die sie nun auch zu trocknen und zu bereiten gelernt hat. Susannchen hat in der Handarbeit so große Fortschritte gemacht, daß sie unter ihrer Leitung die Mädchen des Dorfes darin unterrichtet. Agnes wird selbst nie müde, sich alle Kenntnisse zu sammeln, wodurch sie andern nützlich werden kann, und sie lacht recht herzlich, wenn sie an den Kummer zurück denkt, den sie empfunden, weil sie das bewegliche Bild nicht um einen Mark'or kaufen durfte. — Der Mark'or aber, den der Vater ihr zuerst gegeben hatte, war durch verschiedene Hände in die Klasse eines Buchhändlers gekommen, und übte großen Einfluß auf das Schicksal eines Knaben, wie wir in der nächsten Erzählung sehen werden.

II.

Der kleine Peter.

In seinem eilften Jahre trat der kleine Peter in den Dienst des Herrn Dieburg, eines vortrefflichen Mannes, der mit unermüdetem Fleiße griechische und lateinische Bücher las, und so beschäftigt war mit Allem, was sich vor dreitausend Jahren zugetragen hatte, daß es ihm gar nicht einfiel, sich über gegenwärtige Dinge zu ärgern, denn bei jedem kleinen Unfall, der ihm zustieß, fühlte er sich schon getröstet, wenn er irgend einen Spruch der Alten auf denselben anwenden konnte. Hatte er sich z. B. den Finger ausgerigt oder den Fuß angestoßen, so entfuhr ihm wohl ein unwillkürlicher Ausruf der Ungeduld, aber alsbald beruhigte er sich und sprach: „der Philosoph Epiktet ließ sich von seinem Herrn das Bein entzweischlagen ohne andere Klage als die merkwürdigen Worte: „ich hatt' es dir wohl gesagt,

daß du mir das Wein entzwei schlafschlagen würdest.“ —

Herrn Dieburgs Lebensweise war streng geordnet, und nichts auf der Welt hätte ihn vermögen können, von der einmal festgesetzten Ordnung abzuweichen. Nur sechsmal im Jahre aß er außer Hause, und er trachtete so viel wie möglich, die Einladungen in gleichgemessenen Zwischenräumen zu vertheilen; traf es sich aber doch gegen seinen Willen, daß sie schnell auf einander folgten, so nahm er im ganzen übrigen Jahre keine mehr an. Eben so ängstlich war er in Beziehung auf seine Ausgaben; mit einem sehr geringen Einkommen wollte er leben, ohne je fremde Hülfe in Anspruch zu nehmen; Vorgen war ihm ein Gräuel, „denn“ pflegte er zu sagen, „man ist nie sicher genug, seine Schulden wieder abzahlen zu können.“ — Er ließ sein Essen bei einem Gar Koch holen, der ihm täglich um denselben Preis dieselben Speisen lieferte. Als einmal der Koch den Preis erhöhen wollte, sagte Hr. Dieburg: „Wohlan, so werde ich weniger essen; denn aus reiner Liebe zur Weisheit begnügte sich Diogenes damit, aus der hohlen Hand zu trinken, ob-

wohl er noch einen hölzernen Becher besaß, den er hätte gebrauchen können.“ Wahrscheinlich bewog nicht so fast die Ehrfurcht vor der Philosophie als die Rücksicht für eine alte Kundschaft den Garfoch dazu, von seiner Forderung abzustehen. In derselben Weise waren alle übrigen Ausgaben geordnet, so daß Hr. Dieburg, ohne Rechnung zu führen, immer eine Jahresrente vor sich hatte. Eine eigene Summe legte er jährlich für außerordentliche Ausgaben auf die Seite, für Krankheits- und andere unvorhergesehene Fälle, wie ein zerbrochenes Glas, eine umgestoßene Dintenflasche u. dgl. m. An Regentagen war er hie und da genöthigt, eine Kleinigkeit zu zahlen, um sich ein Brett über die Straßenrinne legen zu lassen, oder er mußte im Winter dem kleinen Schuhpußer ein paar Kreuzer geben. Der Mieth-Kutschen bediente er sich nie; ein einzigesmal hatte er eine genommen, um zu einem vornehmen Herrn zu fahren, der ihn zum Essen eingeladen hatte, und bei dem er, wie ihm gesagt wurde, unmöglich in beschmutzten Schuhen erscheinen konnte. Dieß veranlaßte ihn, die Bekanntschaft abzubrechen und er ging nie

mehr zu jenem Herrn, so oft und dringend er auch gebeten wurde. — Was ihm am Ende des Jahres von der für außerordentliche Fälle hinterlegten Summe übrig blieb, vertheilte er ganz unter die Armen; im Laufe des Jahres aber gab er kein Almosen, aus Furcht, selbst in den Fall kommen zu können, fremde Hülfe nachsuchen zu müssen: kurz, Herr Dieburg war ein ausgemachter Sonderling, aber dabet ein rechtlicher und gutmüthiger Mann.

Der kleine Peter hatte im Grund das beste Leben bei ihm; vielleicht ging's ihm nur gar zu gut. Wenn er sich nur hütete, die auf dem Schreibtische und auf dem Boden herumliegenden Bücher aufzuräumen, was Hr. Dieburg nicht leiden konnte, — das Zimmer öfter als alle vierzehn Tage und erst dann auszugehen, wenn sein Herr gewisse Pracht-Ausgaben, die nicht staubig werden durften, aus demselben entfernt hatte; wenn er sich nur nicht einfallen ließ, die Spinnenweben herunterzuputzen, wobei er leicht die Brustbilder des Homer, Plato, Cicero, Virgil ic., die das obere Fach der Bibliothek zierten, hätte umstoßen können —

ließ ihn sein Herr so ziemlich thun was ihm beliebte.

Der Garloch, der täglich Herrn Dieburgs Essen brachte, durfte nicht anläuten, denn der Ton der Glocke würde den guten Herrn in seinen Studien gestört haben; er stellte also das Essen vor die Thüre und ging seiner Wege. War nun der kleine Peter gerade nicht zu Hause, so traf es sich wohl, daß Hr. Dieburg, wenn er nach seinem Essen schaute, es ganz kalt fand, oder daß gar die Kaze die Hälfte davon verspeist hatte. Wenn Peter heimkam, und sich damit entschuldigte, daß ein Geschäft ihn aufgehalten habe, sagte Herr Dieburg ganz ruhig: „Kleiner Peter! ich find' es natürlich, daß du vor Allem deine Geschäfte besorgst, denn du bist nicht mein Sklave; wärst du mein Sklave, dann würde sich die Sache ganz anders verhalten;“ — und während er nun die traurigen Ueberreste seiner Mahlzeit verzehrte, erzählte er dem kleinen Peter verschiedenes von dem Stand der Sklaven bei den alten Heiden; von der unbedingten Macht, die ihre Herrn über sie ausübten, weil sie dieselben gekauft hatten und deshalb als ihr Eigenthum be-

trachteten. „Ich aber“, fügte er dann hinzu, „darf dir, kleiner Peter, kein Leid anthun; denn du bist nicht mein Sklave.“

Wirklich züchtigte er ihn nicht einmal dann, wenn Peter seine lateinische Aufgabe nachlässig gelernt hatte; und doch war dieß der größte Kummer, den der kleine Peter Herrn Dieburg verursachen konnte. Bei solchen Gelegenheiten ließ er sich oft von einem Aerger hinreißen, der seinem Charakter ganz fremd war; er begriff es gar nicht, daß man gegen eine so schöne Sache, wie die lateinische Grammatik, einen Widerwillen haben könne. Der kleine Peter aber war ganz anderer Meinung; er hatte gar keine Neigung zum Studiren; mit Mühe hatte er lesen und schreiben gelernt. Als Herr Dieburg, der nicht gerne mit einem unwissenden Menschen leben wollte, den lateinischen Unterricht mit ihm begann, hatten des kleinen Peters Eltern große Freude darüber, denn sie meinten, er wolle aus ihrem Söhnchen „einen Herrn“ machen, wie er selbst einer sei. Der kleine Peter aber hatte nicht die mindeste Lust, es dem Herrn Dieburg nachzuthun, der den ganzen Tag über seinen Büchern saß, oft nur

in größter Eile sein spärliches Mahl genoß, aus Furcht, in seinem Studium etwas zu versäumen; der kaum gerötheten Wein trank, weil er behauptete, der Wein trübe die Vernunft und habe Alexander den Großen zu schweren Verbrechen verführt; und der endlich — als einzige Erholung — täglich zwei Stunden im Schloßgarten mit drei Gelehrten auf und ab spazierte, nach Art der alten griechischen Weisen.

Der kleine Peter glaubte, daß ihm sein lateinischer Unterricht auch zu nichts anderm nützen werde, und lernte also nur, wie es eben gehen wollte, um Herrn Dieburg Vergnügen zu machen, der denn auch wirklich vor Freude weinte, wenn er seine Aufgabe gut hersagen konnte. Einige Geschichtsbücher, die ihm Herr Dieburg gab, las der kleine Peter gern, und die übrige Zeit brachte er bei seinen Eltern zu, denen Herr Dieburg versprochen hatte, ihn täglich auf mehrere Stunden nach Hause gehen zu lassen. Auch mußte er seinen Eltern, der Verabredung gemäß, die fünfzig Gulden einhändigen, die er als Lohn erhielt, um sie für die Dienste zu entschädigen, die er ihnen in ihrem Handwerk

als Kesselstücker hätte leisten können, wenn sie ihn ganz bei sich behalten hätten.

Wäre nun der kleine Peter mit seinem immer noch sehr glücklichen und ruhigen Loose zufrieden gewesen, und hätte seine Zeit benützt, sich manche schöne und nützliche Kenntnisse zu erwerben, so wäre alles gut gegangen. Aber es verdroß ihn, nicht mit andern Knaben auf der Gasse herumlaufen zu können; er hätte gern sein Geld behalten, um sich allerlei Naschereien und andere Kleinigkeiten zu kaufen; und die lateinische Grammatik verursachte ihm tödtliche Langeweile. Da bildete er sich ein, er wolle sich in der Welt fortbringen, er wolle höher hinaus, und das sei ihm unmöglich, so lange er bei Herrn Dieburg bleibe. Diese Gedanken, denen er mehr und mehr nachhing, theilte er aber weder seinen Eltern, noch seinem Herrn mit; er vertraute sie vielmehr einem kleinen Reitknecht, mit dem er Bekanntschaft gemacht hatte, weil er ihn öfters unter dem Thore eines großen Hauses antraf, welches zwischen Herrn Dieburg's Wohnung und dem Laden seiner Eltern lag. —

Eines Tages sagte ihm dieser — Johann

mit Namen — er wolle ihm bei einem Freunde seines Herrn, der eben einen Reitknecht suche, einen guten Platz verschaffen, wenn es ihm recht sey, er würde dort am Bedienten-Tisch sehr gut verköstigt werden, weil der junge Herr noch bei seinen Eltern wohne. Er solle — wie bei Herrn Dieburg — fünfzig Gulden Lohn erhalten, aber am Christtag noch eigens einen Ward'or, ohne alle die kleinen Nebenvorthelle in Anschlag zu bringen, die — nach Johann's Berechnung — wenigstens eben so viel als der ganze Lohn betragen müßten. Dieser Ward'or war für den kleinen Peter eine mächtige Versuchung, denn er hoffte ihn für sich behalten zu können; auch gestel ihm die schöne, goldbordirte Livree viel besser als sein bescheidenes, graues Röckchen.

Johann hatte ihn gelehrt ein Pferd zu striegeln und zu besorgen, was ihm weit mehr Unterhaltung gewährte, als die lateinische Grammatik; er dachte mit Entzücken daran, daß er täglich ein Pferd würde besorgen, und im Uebrigen so ziemlich thun dürfen was ihm beliebe. Dennoch antwortete er, es sei ihm unmöglich, auf diesen Vorschlag einzugehen, er könne Herrn Dieburg nicht ver-

lassen; aber von diesem Augenblicke an hatte er keinen andern Gedanken mehr, als an Johann und dessen Anerbietungen. Seine Eltern fanden ihn so ganz in sich selbst vertieft, daß sie ihn wohl zehnmal fragten: „Peter, was ist dir? bist du krank?“ „Nein,“ antwortete Peter, und entfernte sich früher als gewöhnlich, um den Johann aufzusuchen; er wußte zwar nicht, was er ihm sagen sollte, aber hören wollte er ihn wieder, hören von dem Ward'or, der hordirten Livree und dem Pferde. — Seine Lust nach diesen Dingen stieg mit jeder Stunde. Johann wußte ihm die Sache sehr leicht darzustellen; er sollte ihn nur, meinte er, mit Meister und Frau Simon (so hießen Peter's Eltern) sprechen lassen; er wolle sie gar bald überreden, wie vortheilhaft der neue Dienst für Peter seyn würde. — Der kleine Peter nahm ihn gleich beim Wort und führte ihn zu seinen Eltern; Johann, der ein keckes Bürschchen war, setzte dem Meister Simon und seiner Frau mit großer Entschiedenheit alle Vortheile des von ihm vorgeschlagenen Dienstes auseinander; nur den Ward'or überging er mit Stillschweigen, weil Peter — der ihn für sich behal-

ten wollte, — ihn gebeten hatte, nichts davon zu sagen.

„Bedenken Sie's nur recht, Frau Simon, fügte Johann bei, „der Herr, zu dem ich Peter bringen will, legt seine Kleider ab, sobald er sie einigemale getragen hat; ich wette, der kleine Peter wird dem Meister Simon alle Jahre einen beinahe ganz neuen Rock bringen, wenn sie ihm dafür etwas von seinem Lohne überlassen wollen.“

„Wir wollen sehen,“ sagte Frau Simon, welcher der neue Rock schon sehr in die Augen stach, den ihr Mann bekommen sollte, um Sonntags mit ihr spazieren zu gehen. Meister Simon behauptete zwar, der kleine Peter dürfe Herrn Dieburg nicht verlassen, der sich so viele Mühe gebe mit seinem Unterricht, und dem er so großen Dank schuldig sei. „Was ist's denn auch“, entgegnete die Frau, „wenn Peter alles lernt was Herr Dieburg weiß; in der ganzen Nachbarschaft sagen sie, mit solchem Zeug könne man sich in der Welt nicht fortbringen.“

Meister Simon — sonst ein wackerer Mann — war es schon gewöhnt, seiner Frau in allen Dingen nachzugeben, und so wurde

denn nach einigem Hin- und Herreden beschlossen, daß der kleine Peter den neuen Dienst annehmen solle. — Johann hat seinen Herrn, ihn zu empfehlen; dieser schlug ihn seinem Freunde vor, der den kleinen Peter Tags darauf zu sich rufen ließ. Da er gerade niemanden zu seiner Bedienung hatte, und ihm Peter nicht mißfiel, sagte er — wenn er ihm ein Zeugniß von Herrn Dieburg bringe, — könne er den Dienst bei ihm gleich antreten.

Peter eilte nun zu Herrn Dieburg zurück, dessen Mittagessen schon seit einer Viertelstunde vor der Thüre stand. Er war so verwirrt, daß er beim Ausdecken den Stuhl dem Fenster anstatt der Thüre gegenüber stellte, was bei Herrn Dieburg seit fünf- und zwanzig Jahren nicht geschehen war. Beim Einschenken vergaß er, daß sein Herr sich's zum unabänderlichen Grundsatz gemacht hatte, den Wein zuerst, und dann erst das Wasser in's Glas zu gießen. Herr Dieburg sah ihn ganz verwundert an, und sagte: „Peter, was ist dir? bist du krank?“ Peter sagte „nein“ und fuhr fort, ihn zu bedienen; aber seine Verlegenheit wurde immer größer,

um so größer, als gerade heute Herr Dieburg mit besonderer Güte zu ihm sprach, und ihn mehrmals „mein Sohn“ nannte.

„Du wirst jetzt dreizehn Jahre alt“ sagte er; „in diesem Alter ungefähr wurde den jungen Römern das Bürgerkleid gegeben; vielleicht ließen sich sogar Fälle erweisen, wo es ihnen schon früher verliehen wurde, obwohl dieß erst in den Zeiten des Verfalls geschah. Indessen glaub' ich dir mit gutem Gewissen erlauben zu dürfen, dein graues Röckchen abzulegen. Seitdem du bei mir bist, hab' ich mir fest vorgenommen, den Staub von meinen Büchern nicht mehr mit meinen Armen abzuwischen; ein einziges Mal hab' ich in der Zerstreung diesen meinen Vorsatz vergessen. Obwohl nun mein Rock seine Dienste geleistet hat — denn ich kaufe mir nur alle drei Jahre einen neuen — so sieht er doch noch recht gut aus, und ich kann ihn für dich zu Recht machen lassen. Du wirst“ — fuhr Herr Dieburg lächelnd, und ihn freundlich auf die Schulter klopfend fort — „du wirst darin aussehen, wie ein kleiner Herr.“

Peter's Verwirrung stieg bei diesen Wor-

ten auf's Höchste: die theilnehmende Güte seines Herrn verdoppelte die Vorwürfe, die ihm sein Gewissen über seinen Undank machte; auch der neue Rock, in dem er aussehen sollte wie ein Herr, machte ihn irre an seinem Vorhaben. Doch hatte er nicht den Muth, sich offen auszusprechen; er verließ das Zimmer so schnell er konnte, und betrat es den ganzen Abend nicht wieder. Noch nie hatte Peter eine so unruhige, schlaflose Nacht zugebracht. Tags darauf erschien Frau Simon bei Herrn Dieburg, sagte ihm, ihr Sohn wolle ihn verlassen, und bat ihn um ein Zeugniß; Herr Dieburg war schmerzlich betroffen, doch sprach er nur die Worte: „der kleine Peter ist nicht mein Sklave; ich habe nicht das Recht, ihn gegen seinen Willen zurückzuhalten.“ Er versprach das Zeugniß auszustellen, und als die Mutter sich wieder entfernt hatte, rief er den kleinen Peter, der es kaum wagte, vor ihm zu erscheinen, und sagte: „Peter, wenn du mein Sklave wärst, verdienstest du mit Ruthen gestrichen zu werden, weil du deinen Herrn verlassen willst; so aber bist du frei, also magst du gehen.“

Aber er sprach diese Worte mit solcher

Wehmuth, daß der kleine Peter, dem das Herz schon übertoll war, in Thränen ausbrach.

„Warum willst du mich verlassen, mein Sohn?“ fuhr Herr Dieburg fort; „bei einem andern Herrn wirst du alles vergessen, was du bei mir gelernt hast.“

„Ach!“ seufzte Peter, „ich habe zum Studiren gar keine Lust und will kein Gelehrter werden.“

„Du täuschest dich, Peter! du täuschest dich, mein Kind! du bist nicht ohne Talent, und wenn du nur fleißig sehn wolltest könntest du's noch weit bringen.“ Und Herr Dieburg führte mehrere berühmte Männer an, die in ihrer Jugend wenige Anlagen verrathen, und dann später sich in verschiedenen Zweigen der Wissenschaft ausgezeichnet hatten. Du kannst werden, was sie gewesen, Peter! und du verzichtest darauf, und“ fuhr er fort, „hast du denn auch die Gefahren bedacht, die dir dein neuer Dienst bringen kann? Gefahren des Wohllebens, Gefahren des Müßiggangs?“ Der gute Herr Dieburg war so überzeugt von allem was er sagte, er sprach mit solcher Wärme, daß der kleine

Peter tief davon erschüttert war, und nicht umhin konnte, seinen Worten zu glauben. Aber ein böses, giftiges Kräutchen hatte in seinem Herzen tiefe Wurzel geschlagen; „wenn“, sprach er zögernd, „wenn Sie, Herr! mir jährlich nur einen Mark'or zulegen wollten, dann will ich mein Leben lang bei Ihnen bleiben.“

Bei diesen Worten stugte Herr Dieburg: „Peter,“ sagte er ernst: „du weißt, daß du da eine unbescheidene Forderung stellst, auf die ich nicht eingehen kann.“

Auch Peter verstummte. Herr Dieburg trat an seinen Schreibtisch und stellte ihm ein gutes Zeugniß aus, in welchem er aus übergroßer Gewissenhaftigkeit bemerken zu müssen glaubte, Peter sei in Erlernung seiner lateinischen Aufgaben oft saumselig gewesen. Betrübt und beschämt verließ der kleine Peter Herrn Dieburg's Wohnung.

Bald aber hatte er seinen Kummer vergessen; er gefiel sich sehr wohl in seiner bordinen Jacke, den gelbledernen Weinkleidern, Kappenstiefeln und dem schwarzen mit einer Kokarde gezierten Hütchen, daß er ganz selbstzufrieden einherstolzte; — Johann lehrte

ihn, wie er sich zu benehmen habe, und, wenn er zufällig das Kabriolet seines Herrn durch die Strassen der Stadt kutschirte, hätte er es keinem der römischen Feldherrn nachgegeben, deren Triumphzüge ihm Herr Dieburg so oft beschrieben hatte. Als er einst hinter seinem Herrn im Kabriolette saß, erblickte er Herr Dieburg dicht vor dem Pferde; „Achtung!“ rief Peter, mit starker und doch zitternder Stimme; Herr Dieburg erkannte seine Stimme und blickte ihn an. Ohne recht zu wissen warum, fühlte sich Peter tief beschämt, von seinem verehrten alten Herrn in seinem neuen Aufzuge gesehen zu werden. Herr Dieburg aber sprach seufzend: „Ist's möglich, daß ein junger Mann, der schon angefangen hatte Latein zu lernen, Freude daran haben kann, Reitknecht zu seyn!“ und ging nachdenklich nach Hause.

Der kleine Peter dachte bald an nichts mehr, als an seine Unterhaltung; auch hierin wurde Johann sein Lehrmeister. Er nahm ihn mit sich in's Wirthshaus, wo Karten und Billard gespielt wurde. Peter wollte auch spielen und verlor sein Geld; als ihm sein Herr das erste Quartal des Lohnes aus-

zahlte, war er es ganz schuldig; deshalb getraute er sich drei ganze Tage nicht zu seinen Eltern, weil er wohl wußte, daß sie ihn zur Rechenschaft ziehen würden. Johann rieth ihm zu sagen, er werde nur alle halbe Jahre bezahlt; in dieser Zwischenzeit — so meinte Johann — würde er gewiß das verlorne Geld wieder gewinnen. Peter schauderte bei dem Gedanken, seine Eltern zu belügen; denn so etwas hatte er noch nie gethan; aber in der Verlegenheit ließ er sich dennoch dazu bereden. Er spielte fort, er spielte unglücklich und verlor immer mehr. Als die sechs Monate vorüber waren, sagte er seinen Eltern, er habe sich geirrt, sein Herr zahle ihn erst am Ende des Jahres. Diese zweite Lüge sagte der kleine Peter schon kecker als die erste; denn er hatte sich von Gott gewendet, und die Stimme des Gewissens schrie nicht mehr so laut und schmerzlich in ihm. Die Eltern zweifelten halb und halb an der Wahrheit seiner Aussagen, und der verheißene neue Rock für Meister Simon wollte auch nicht kommen. Was Peter von seinem Herrn an Kleidern geschenkt bekam, verschachtete er, um seine Spielgesellen zu befriedigen,

und dennoch wuchsen seine Schulden mit jedem Tag. Er traute sich schon nicht mehr durch die Gasse zu gehen, wo der Wirth wohnte, bei dem er oft Bier und Wein getrunken hatte, ohne ihn zu bezahlen; in der Nebengasse war der Laden eines Krämers, dem er eine falsche Goldkette schuldig geblieben war, die er sich gekauft hatte, um den Leuten weiß zu machen, er habe eine Uhr; so oft ihn dieser Krämer sah, rief er ihn an, und mahnte ihn in harten Worten an seine Schuld. Andererseits drohten ihm seine Eltern, die immer unzufriedener mit ihm wurden, sie wollten zu seinem Herrn gehen und sich bei ihm erkundigen, ob er ihnen die Wahrheit gesagt habe. Der kleine Peter wußte nicht mehr wo aus und wo an.

Eines Morgens gab ihm die Mutter seines Herrn, die in Hinsicht auf Ordnung beinahe eben so genau war als Herr Dieburg, neun Gulden, die er zu einem Kaufmann tragen sollte, um eine noch ausständige Rechnung zu berichtigen. Peter verließ das Haus; er ging mit großer Vorsicht, immer rechts und links umschauend, wie er es zu thun

pflegte, seitdem er in beständiger Furcht war, irgend einem seiner Gläubtger zu begegnen. Diesmal konnte er die Gasse, in welcher der Krämer wohnte, durchaus nicht umgehen; er sah ihn vor seinem Laden stehen, im eifrigen Gespräch mit einem Nachbar; Peter hoffte, unbemerkt vorüber schleichen zu können. Als er aber in die Nähe kam, kehrte sich der Nachbar um; es war der Wirth, der ihn sogleich anrief und mit heftigen Schimpfworten die Bezahlung seiner Schuld von ihm forderte, der Krämer gesellte sich zu ihm; beide Männer stellten sich quer über die Straße, und schrien, sie würden ihn nicht durchlassen, bis er sie bezahlt hätte. In der größten Angst drängte sich der kleine Peter zwischen einem Hause und einem vor demselben stehenden Wagen durch, und lief, so schnell ihn die Füße trugen. Immer hörte er die erzürnten Männer hinter sich rufen: „Stinke Deine seien sehr vortheilhaft, wenn man ein schlechtes Gewissen habe, sie würden ihn aber schon zu finden wissen.“ — Peter lief um die Ecke und rannte an einen großen Kettknecht an, mit welchem er oft gespielt hatte, und dem er auch noch Geld schuldig

war. Dieser war halb betrunken, nahm den kleinen Peter gleich beim Kragen, betheuerte, er müsse sein Geld haben, er sei selbst seinem Wirth schuldig, und er wolle Peter gleich zum Wirth schleppen, damit er ihn nach Verdienst züchtige, und bei diesen Worten fing er selbst an, ihn tüchtig zu schlagen; Peter schrie erbärmlich und suchte sich zu wehren; die Leute liefen zusammen, halfen ihm aber nicht. Da hörte Peter die Worte: „Scheim! was fällt dir ein, diesen Knaben so zu mißhandeln!“ er erkannte Herrn Dieburg's Stimme, der wirklich mit aufgegebenem Stocke herbei eilte, ihn zu befreien. Die Furcht, von ihm erkannt zu werden, war in Peters Herzen größer, als jede andere Furcht; pfeilschnell machte er sich vom Reitknecht los, der über Herrn Dieburg's Worte stutzig geworden war und sich nach ihm umgesehen hatte, und lief mit Blitzesschnelle davon, während Herr Dieburg den Burschen daran hinderte, ihm nachzulaufen. Endlich gelangte Peter in eine Straffe, wo er niemand Bekannten sah; zitternd vor Angst und Anstrengung, setzte er sich auf eine Bank; er war so verwirrt, daß er nicht mehr wußte

wohin; immer noch klang die furchtbare Stimme des Kettenknechts in seinen Ohren, und er zweifelte nicht, daß er ihm auf dem Rückweg aufspassen werde. Als er sich schüchtern umsah, gewahrte er den Eingang einer Kneipe, wo er einmal mit seinen Kameraden gespielt, und einer von ihnen fünfzig Gulden gewonnen hatte. Bei dem Gedanken, daß er eben so glücklich seyn könnte, schlug sein Herz hoch auf: eine schreckliche Versuchung bemächtigte sich seiner Seele — wie? wenn er von den neun Gulden, die ihm die Mutter seines Herrn anvertraut hatte, nur einen einzigen wagte? mit diesem könnte er alles gewinnen, was er schuldig war . . . aber wenn er verlöre? . . . Diese Möglichkeit erfüllte ihn mit Schrecken. — Er entfernte sich um einige Schritte und kehrte dann wieder; so ging und kam er mehrmals, und bei jedem Male, wo er sich der Kneipe wieder näherte, wurde die Versuchung dringender, mächtiger. — Endlich ergriff er einen am Wege liegenden Kieselstein: „Ich will ihn gegen die Mauer werfen“ — sagte er zu sich selbst, — wenn ich diesen schwarzen Fleck treffe, den ich da sehe, so bedeutet mir's Gewinn.“ Er

stellte sich recht nah an die Mauer, warf, traf den schwarzen Punkt und trat in die Kneipe. Armer Peter! Noch nie hatte er eine solche That verübt. Wenn man ihm gesagt hätte, er sei daran, einen Diebstahl zu begehen, würde er geschaudert haben, und doch war es so. Er wollte sich's aber nicht eingestehen, denn die vielen schlechten Handlungen, zu denen er sich hatte verführen lassen, hatten seine Vernunft getrübt und sein Gewissen eingeschläfert. Er zog einen Gulden aus dem Geldpäckchen hervor, setzte ihn auf's Spiel und gewann; auf einen zweiten Versuch gewann er wieder. Wenn er dabei wäre stehen geblieben, so hätte er den Gulden ersetzen und seine dringendsten Gläubiger theilweise befriedigen können. Aber die göttliche Vorsehung hat es so gefügt, daß Solche, die einmal die Bahn des Lasters betreten, auf derselben fortgerissen werden, und selten oder nie inne halten, wo ihre bösen Thaten für sie gefahrlos bleiben würden: durch die Gewalt des Bösen werden sie beherrscht und der Strafe entgegen getrieben. — Umsonst zählen sie auf ihre eigene Klugheit und Mäßigung. Peter wollte mehr ge-

winnen, und spielte fort. Er verlor was er gewonnen hatte, und noch dazu den eingefetzten Gulden. Durch die Angst wurde er immer hitziger; den Gulden mußte er wieder haben, denn wie sollte er ihn ersetzen? — Er wagte einen zweiten, und verlor, — und so fort und fort, bis das Päckchen leer war. Bleich und verstimmt eilte er hinaus, und durchlief die benachbarten Strassen, ohne zu wissen wo er sei, was er thue, und viel weniger noch, was er beginnen solle. Bald hörte er auf der nächsten Thurmuhre vier Uhr schlagen; um fünf sollte er zu Hause seyn, um die Tafel zu bedienen. Die Mutter seines Herrn würde ihn gewiß fragen, ob er das Geld dem Kaufmann überbracht habe — wie konnte er ihren Blick ertragen? obwohl Peter sich seit längerer Zeit das Lügen in Kleinigkeiten angewöhnt hatte, quälte ihn doch jetzt sein Gewissen so gewaltig, daß er wohl fühlte, es werde ihm unmöglich seyn, ein Wort hervorzubringen. Dennoch schlug er, halb bewußtlos, wie ein Träumender, den Weg zum Hause seines Herrn ein; als er in die Nähe des Hauses kam, glaubte er die Ladendienerin des Kaufmannes, dem er

die neun Gulden hätte bringen sollen, heraus gehen zu sehen; — er zweifelte nicht, daß sie gekommen sei, die Bezahlung der Rechnung zu holen; jetzt konnte er sich nicht mehr entschließen, das Haus zu betreten; er kehrte um, und lief so schnell er konnte, ohne zu wissen wohin. Es war ein kalter Wintertag, bald wurde es Nacht; ganz erschöpft setzte er sich auf eine steinerne Bank. Das Gefühl seiner gänzlichen Verlassenheit übermannte ihn: er wagte sich nicht in das Haus seiner Eltern; der Gedanke, dem ruhigen, klaren Auge des Herrn Dieburg zu begegnen, war ihm unerträglich; viel weniger noch konnte er sein schuldiges Herz zu seinem Gott erheben, den er nur als zürnenden Richter erblickte. — Die Kälte wurde immer empfindlicher; seit dem frühen Morgen hatte Peter keine Nahrung genossen; mehr und mehr schwanden seine Kräfte: Hunger und Kälte und viel mehr noch die Qualen seiner Seele preßten ihm bittere Thränen aus; er weinte lang. Dann versuchte er es, weiter zu gehen, aber wohin? er getraute sich an keinem Hause anzuklopfen; er fürchtete alle Menschen; es war ihm, als müsse jeder seine Schuld auf

seiner Stirne lesen; jeder Blick, jedes Wort erschreckte ihn. Er kehrte bald zu seiner Bank zurück; sein Gesicht war vom vielen Weinen in der eistgen Nacht ganz geschwollen. Endlich verfiel er vor Ermattung in einen schweren Schlummer, der ihm das Gefühl seiner Qualen nicht benahm, wohl aber das klare Bewußtseyn. Mitten in der Nacht wurde er heftig aufgerüttelt; er blickte empor, und sah sich von bewaffneten Männern umringt. Es war die Patrouille; sie hatte den kleinen Peter auf der Bank schlafend gefunden, und wollte wissen, warum er bei Nacht auf der Straße geblieben, und wem er angehöre. Mit Mühe nur konnte Peter seine Gedanken sammeln, und als es ihm endlich gelungen war, sich zu besinnen, wußte er keine Antwort auf die Fragen der Soldaten; er weinte, und bat sie, ihn da sitzen zu lassen, wo er niemanden Schaden zufüge. Das durfte nicht geschehen, und der Gefreite bedeutete ihm, er müsse ihm auf die Wachtstube folgen: einer der Soldaten faßte ihn beim Kragen, und da er sich sträubte, trieb ihn ein anderer mit einem Kolbenstoß vorwärts. Bitternd ging der kleine Peter in

Mitte der Soldaten. Der Schnee fiel in dichten Flocken, so daß sie kaum drei Schritte vor sich sahen; ein heftiger Wind hatte die meisten Laternen ausgelöscht, und trieb ihnen den Schnee gerade in's Gesicht. Endlich nahm ein gewaltiger Windstoß dem Soldaten, der Peter am Kragen hielt, den Hut. Der Soldat ließ ihn los, um seinem Hut nachzulaufen; die andern, vom Schneegestöber geblendet, zerstreuten sich und konnten sich nicht gleich zusammenfinden. Peter blieb unbeweglich stehen; bald fühlte er sich frei; er hörte wie die Soldaten einander nach ihm fragten; dieß brachte ihn zur vollen Bestimmung. Langsam und leise schritt er zurück und suchte sich an die Mauer eines Hauses zu drücken; aber er fühlte keine Mauer hinter sich, und gewahrte bald, daß er in eine Seitengasse gerathen sei, die er durch den dicht herabfallenden Schnee nicht hatte sehen können. Er lauschte — alles war still — da verdoppelte er seine Schritte; nach einigen Umwegen kauerte er sich am Eck einer alten Bude nieder; und abermals übermannte ihn der Schlaf. Als er erwachte, brach eben die Morgenröthe an; er wollte

es versuchen aufzustehen, aber durch die Kälte waren seine Glieder so steif geworden, daß er es nicht vermochte; er konnte nicht einmal seine zusammengezogenen Beine ausstrecken, und als er dennoch mit Gewalt sich erheben wollte, stürzte er mit dem Kopf an einen Eckstein und verletzte sich so, daß er ohnmächtig wurde. Doch hatte er die Besinnung nicht ganz verloren; nach einiger Zeit schien es ihm dunkel wie im Traum, als höre er Stimmen, als bewegten sich Leute um ihn; ja, es war ihm, als werde er gehoben, fort getragen; aber alles schwebte ihm nur undeutlich vor, ohne klares Bewußtseyn; er hatte weder Furcht vor der Zukunft, noch Erinnerung an das Geschehene. Nach und nach kam er wieder zu sich, und das erste Gefühl in ihm war ein ungeheurer Schmerz über seine Schuld, die wieder vor seine Seele trat; er konnte sich seiner That noch nicht klar erinnern, aber er fühlte, daß er schwer gesündigt habe. Auch seinen Leib fühlte er ganz zerschlagen: er fühlte, daß er in einem Bette lag; er öffnete die Augen, blickte um sich, und sah, daß er sich in einem Zimmer, in der Wohnung Herrn Dieburg's befand,

und Herr Dieburg und seine Mutter sah er vor dem Bette stehen. Da verbarg er sein Gesicht unter der Decke und weinte bitterlich. Die Mutter war hoch erfreut, als sie bemerkte, daß seine Bestinnung wieder kehre; sie bestürmte ihn mit Fragen: „was ihm geschehen sei? Warum er seinen Herrn verlassen habe?“ Aber Peter weinte und antwortete nicht. Sie erzählte ihm von ihrer Angst, als er den ganzen Tag nicht heimgekommen sei; wie sie in aller Früh in das Haus seines Herrn gegangen, sich nach ihm erkundigt, und zu ihrem Schrecken erfahren habe, daß er die ganze Nacht ausgeblieben sei. Wie sie dann in äußerster Besorgniß zu Herrn Dieburg gelaufen in der Hoffnung, da etwas von ihm zu erfahren, dieser aber auch nichts von ihm gewußt habe. Endlich habe sie ihn ohnmächtig am Eck der Straße liegend gefunden, umringt von mehreren Nachbarinnen, die zusammengelassen waren, und zueinander sagten: „Wie? das ist ja gar der kleine Peter! er wird sich betrunken haben und da hat ihn die Kälte betäubt.“ Mittlerweile habe Herrn Dieburg's Haushälterin ihm alles hinterbracht was sich zugetragen, und er sei in sei-

ner Angst um Peter im Schlafrock herausgekommen, was ihm in seinem Leben nie geschehen — und habe ihn gleich in seine Wohnung tragen lassen. O wie folterte diese besorgte Liebe des armen Peters schuldberuhtes Herz!

Jetzt erschien der herbeigerufene Arzt, und empfahl große Ruhe, indem ein starkes Fieber im Anzug sei. Wirklich brach es mit Heftigkeit aus; die größte Aufregung folgte auf Peters Erschöpfung; eine brennende Hitze strömte durch alle seine Glieder; mehrere Tage lag er bewusstlos, und in seinen Phantasien erschien ihm seine böse That mit allen ihren Schrecken. In unbeschreiblicher Angst sprach er von der Mutter seines Herrn, von der Ladendienerin, dann wieder von der Wache, die ihn verfolge: Herr Dieburg und die Mutter — die ihn liebevoll pflegten — konnten sich diese unzusammenhängenden Reden nicht erklären. Endlich ließ das Fieber nach; Peter wurde ruhiger und die Besinnung kehrte wieder. Eines Tages, als eben die Mutter heimgegangen war, um nach dem Vater zu sehen, und ihm Nachricht vom kleinen Peter zu bringen, — kniete dieser auf

seinem Bette, und sagte unter vielen heißen Thränen: „O Herr Dieburg! mein gütiger Herr! ich habe ein großes Verbrechen begangen.“

Herr Dieburg meinte, es habe ihn die Fieberhitze wieder ergriffen, und ermahnte ihn, sich recht ruhig zu halten. „Nein, nein,“ erwiderte Peter schluchzend, „ich habe ein großes Verbrechen begangen.“ Und mit tiefer Beschämung und Reue erzählte Peter den ganzen Hergang der Sache. Bleich und schweigend hörte Herr Dieburg sein Bekenntniß an. „Ach! Peter,“ sagte er endlich, tief aufseufzend: „ich hatte so sehr gehofft, dich bei mir behalten zu können; wird es jetzt noch möglich seyn?“ Herrn Dieburg's große Redlichkeit erfüllte ihn mit Abscheu gegen Peter's schlechte That; aber trotz seiner vielen Sonderbarkeiten und seiner übertriebenen Vorliebe für die alten Griechen und Römer war er doch ein guter Christ, und gab die Hoffnung nicht auf, seinen kleinen Peter zu retten. Er ging an seinen Schreibtisch, öffnete ihn, zählte sein Geld, und verschloß ihn wieder. — In diesem Augenblick trat Peter's Mutter wieder herein. Herr Dieburg zog sie

bei Seite, und sagte mit wehmüthiger Stimme: „Frau Simon! der kleine Peter hat ein Verbrechen begangen, wie er mir selbst eingestanden hat;“ nachdem er ihr nun mitgetheilt, was er von Peter gehört hatte, fuhr er fort: „seit dem Tage, wo ich ihn hinter seinem Herrn auf dem fatalen Kabriolet einherfahren sah, hatte ich keine Ruhe mehr, und dachte nur immer daran, ihn wieder zu mir zu nehmen. Er hatte mich — eh' er mich verließ — gebeten, seinen Lohn um einen Mard'or zu erhöhen; ich glaubte damals, seiner Bitte nicht willfahren zu dürfen. Seit-her wurde mir aber sehr bange um ihn, und ich suchte mir diesen Mard'or zu verschaffen. Ich schrieb einen Kalender, in welchem alle Feste der alten Griechen und Römer, in Verbindung mit unserer Zeitrechnung angemerkt sind; der Buchhändler versprach mir gerne jährlich einen Mard'or für einen solchen Kalender; mehr brauchte ich und wollte ich nicht: den heurigen Kalender hat er mir schon bezahlt. Sie sehen, Frau Simon! daß die Wissenschaft auch zu etwas gut ist.“ Der gute Herr Dieburg wollte nun alle Schwierigkeiten auseinander setzen, die sich

ihm bei Verfassung seines Kalenders entgegen stellten, und erklären, wie er sie zu überwinden gedente, — aber er besann sich, und sagte weiter: „das brauchen Sie nicht zu wissen, Frau Simon! nehmen sie diesen Wax'dor und bringen sie die neun Gulden zum Kaufmanne, den Peter hätte bezahlen sollen.“ —

Frau Simon, die — ganz bestürzt, von Kummer und Scham beinahe vernichtet — Herrn Dieburg's Rede angehört hatte, fiel ihm jetzt, im Uebermaaß ihres Dankes, zu Füßen. „Gott segne Sie, edler Herr!“ rief sie laut schluchzend, „Gott vergelt' es Ihnen, daß sie den Peter vor öffentlicher Schande bewahren, und ihm so den Weg zur Besserung offen lassen, — denn wir arme Leute hätten das viele Geld nie zusammenbringen können.“ Sie eilte nun zum Kaufmann, die Schuld zu berichtigen; dieser wußte von der ganzen Sache noch nichts; die Ladendienerin war nicht im Hause von Peter's Herrn gewesen; er hatte sich getäuscht. Als die Mutter zu Herrn Dieburg zurückkehrte, fand sie Peter ruhiger; sie machte ihm schmerzliche Vorwürfe über seine That, die er als wohlver-

diente Strafe Hinnahm, mit dem festen Vorsatz, ihr und dem Vater durch ein tadelloses Benehmen, so viel an ihm lag, den Kummer zu vergüten, den sie durch ihn erlitten. Tief schmerzte ihn das kalte Benehmen seines guten Herrn und Wohlthäters; er sorgte zwar emsig für alle seine Bedürfnisse, reichte ihm alles, was seinen Zustand erleichtern konnte, aber er blieb nicht mehr an seinem Bette sitzen, und richtete kein freundliches Wort an ihn. Darüber weinte Peter oft bitterlich. Um so größer aber wurde sein Wunsch, bei Herrn Dieburg bleiben zu dürfen, und durch seine Ergebenheit und Treue das verlorne Vertrauen seines Herrn wieder zu gewinnen. Er flehte seine Mutter an, sie möge bei Herrn Dieburg für ihn bitten, daß er ihn behalte: nach einigem Zögern gab auch der gute Herr dazu seine Einwilligung. Sogar in der Geschichte der alten Heiden waren ihm manche Beispiele von Männern bekannt, die in ihrer Jugend sich zu schweren Verbrechen hatten verführen lassen, und dann durch Arbeit und Wachsamkeit gebessert worden waren: wie viel mehr konnte er also von Peter's aufrichtiger Reue erwarten! Pe-

ter versprach, nie ohne Herrn Dieburg's Erlaubniß auszugehen, und sich daheim fleißig zu beschäftigen, — und er hielt Wort. In den Stunden, wo er keine Hausarbeit zu verrichten hatte, gab ihm Herr Dieburg Unterricht, und, da nun Peter nicht mehr durch seine unstätten Gedanken und Wünsche zerstreut wurde, gewann er bald Lust am Lernen und machte rasche Fortschritte, die seinem Herrn und Lehrer die lebhafteste Freude verursachten.

Oft dachte Peter an seine böse That zurück und immer mit bitterer Reue; auch fühlte er wohl, daß ihm sein Herr noch nicht unbedingt vertraue, und das schmerzte ihn tief. In allem, was sich auf Ehrlichkeit bezieht, war er ungemein schüchtern und ängstlich; war zufällig von einem Betrug, oder Diebstahl die Rede, so wurde er tief beschämt, und seine Wangen brannten. Wenn Herr Dieburg am Ende des Monats das Geld zum Gar Koch trug, der ihn bediente, getraute sich Peter nicht ihn zu bitten, er möge doch ihm diese Mühe überlassen. Herr Dieburg durchschaute seine Gefühle, und freute sich ihrer, denn sie waren ihm das sicherste Zei-

chen einer wahren Besserung. Eines Tages, als Peter seine Aufgaben mit besonderem Fleiße gemacht hatte, versprach ihm Herr Dieburg, ihm den Rock zurecht machen zu lassen, den er eigens zu diesem Zwecke aufgehoben hatte. Zögernd und tief erröthend bat ihn Peter, er möge ihm erlauben, den Rock zu verkaufen; mit dem Erlös und dem Ward'or den er am Schluß des Jahres erhalten sollte, wolle er dann seine Schulden bezahlen. Mit wahrer Freude gewährte ihm Herr Dieburg diese Bitte, aus welcher er ersah, wie ernst es dem Kleinen Peter sei, seine Fehler, so viel an ihm liege, wieder gut zu machen. Von diesem Augenblicke an behandelte er ihn wieder mit dem alten Vertrauen und Wohlwollen. Wie glücklich war Peter darüber! wie gern trug er nun das graue Röckchen, das er täglich flicken mußte, und dessen Ärmel ihm bereits viel zu kurz geworden waren. Während der zwei Jahre die es noch dauern mußte, bis Herr Dieburg wieder einen Rock ablegte, harrte auch Peter in seinen guten Vorsätzen aus.

Nach Verlauf derselben sprach ihm Herr Dieburg, der ihn mit jedem Tage lieber ge-

wann, einen höhern Gehalt aus, und ernannte ihn zu seinem Sekretär; von nun behandelte er ihn wie einen Sohn, und Peter leistete ihm viele treue Dienste.

Die Leute nannten ihn nun nicht mehr den kleinen Peter, sondern: Herr Simon. Er befließ sich, auch in den kleinsten Dingen, der gewissenhaftesten Ehrlichkeit, und erwarb sich dadurch die allgemeine Achtung.

Im späten Alter noch — als Herr Dieburg längst nicht mehr lebte — erzählte Peter oft den um ihn versammelten jungen Leuten, als heilsame Warnung, die Geschichte des kleinen Peters, und gedachte dabei mit tiefer Rührung und innigem Danke des gütigen Wohlthäters, der ihn nächst Gott aus dem Verderben gerettet. — Den Mard'or aber, den Herr Dieburg damals durch Frau Simon zum Kaufmann geschickt hatte, gab dieser als Lohn seiner Magd, die später in einer kleinen Provinzialstadt in den Dienst trat. In diesem Städtchen wird uns derselbe wieder begegnen.

III.

Die Versuchungen.

Eine Wittve, Frau von Lieven, hatte durch die Unfälle des Krieges ihr schönes Vermögen verloren; ihren Verwandten, die selbst nicht reich waren, wollte sie nicht zur Last fallen, und so faßte sie den Entschluß, sich in ein kleines Städtchen zurückzuziehen, wo ihre früheren Verhältnisse weniger bekannt waren, und sich dort mit ihrer Tochter Pauline durch ihrer Hände Arbeit fortzubringen. Da sie im Nähen und Stricken sehr geschickt und dabei sehr fleißig war, bekam sie bald viele Bestellungen; Pauline, die schon im dreizehnten Jahre war, ging ihr in Allem an die Hand; Gott segnete ihre Bemühungen, und so führten sie

ein stilles, zufriedenes Leben. Pauline war ein gutes, sanftes Mädchen; sie liebte ihre Mutter unaussprechlich, und fühlte sich glücklich, wenn nur die Mutter heiter und getröstet schien. Manche Entbehrungen, denen sie sich unterziehen mußte, waren ihr allerdings schwer gefallen; aber das Beispiel ihrer Mutter, die sich immer zu jedem Opfer bereit zeigte, das die Umstände erheischten, belebte ihren Muth. Sie freute sich, wenn sie der geliebten Mutter irgendeine kleine Mühe ersparen konnte. Das Zählen der schmutzigen Wäsche, das Abspülen des Geschirrs waren ihr anfangs besonders zuwider; — aber, wenn sie die Wäscherin kommen sah, eilte sie geschwinde, alles zu zählen und aufzuschreiben, ehe die Mutter dazukommen konnte; und kaum war ihr spärliches Mahl verzehret, so wusch, reinigte und ordnete sie das Geschirr, während die Mutter an die Näharbeit ging. Die Mutter freute sich dieser kleinen Beweise ihrer kindlichen Liebe, die ihrem Herzen so wohl thaten, und küßte sie oft recht herzlich dafür. —

Manchmal mischten sich wohl Trauer und Angst in ihre Freude, die Besorgniß

nämlich um Paulinens Zukunft; aber das unbeschränkteste Vertrauen auf die göttliche Vorsehung tröstete sie immer und belebte und stärkte sie auf's Neue. Früh Morgens gingen Mutter und Tochter zur Kirche und empfahlen sich dem Schutz des allgütigen Gottes; Abends, wenn die Arbeit vollbracht war, gingen sie miteinander spazieren; oft sangen sie hübsche Lieder. Pauline war immer heiter und guter Dinge; das Bewußtsein, fleißig gearbeitet zu haben, würzte ihr das einfache Vergnügen; nachdem sie den ganzen Tag im Stübchen gesessen, hüpfte sie Abends durch Wald und Flur, und freute sich an der frischen, erquickenden Luft, am Duft der Blumen, am herrlichen Grün der Wälder und Wiesen, an dem Anblick der untergehenden Sonne: mit wahrer Freude dachte sie schon an die Aufgabe des nächstfolgenden Tages. Wer sie sah, mußte sie für das glücklichste Mädchen auf Erden halten, und sie war es auch. Kindliches Vertrauen zu Gott, ein reines Gewissen, stille Genügsamkeit und treue Benützung der Zeit waren die reichen Quellen ihrer Zufriedenheit. Der Erlös ihrer Arbeit genügte bei Frau von Lievens

weiser Sparsamkeit zur Befriedigung ihrer bescheldenen Bedürfnisse, und sie kannten keine Noth.

Aber so sollte es nicht bleiben: eine schwere Krankheit befiel die gute Mutter, und brachte sie dem Tode nahe; Pauline pflegte sie Tag und Nacht und flehte zu Gott um die Erhaltung der theuren Mutter. Ihr Gebet wurde erhört; die Mutter genas, und in ihrer Freude dachte Pauline gar nicht an die Lage, in der sie sich nun befinden würden. Der Verdienst hatte natürlich ganz aufgehört, denn Pauline, die mit ihren rothgeweinten Augen immer um die Mutter beschäftigt war, hatte so viel wie gar nichts arbeiten können. Arzneien und bessere Kost waren für die Kranke unentbehrlich gewesen; allerdings war ihnen von den wohlhabenden Bewohnern der Stadt, bei welchen Frau von Kleven in hoher Achtung stand, manches zugesendet worden; aber diese Gaben blieben aus, sobald sie besser wurde, und sie selbst hatte für Alles danken lassen, weil sie ärmeren Leuten die Hilfe nicht entziehen wollte. Als sie das Zimmer wieder verlassen konnte, war ihre kleine Barschaft verzehrt und sie

sie sah sich von Allem entblößt. Sobald sie sich ein wenig kräftiger fühlte, beschloß sie daher, mit ihrer Tochter in einen zwei Stunden entfernten Marktflecken zu gehen, um einiges Geld einzutreiben, das man ihr für gelieferte Arbeit noch schuldig war. An einem schönen, heitern Tage machten sie sich recht früh auf den Weg. Als sie eben das Haus verlassen wollten, kam ein ihnen bekanntes Dienstmädchen aus dem Städtchen herbeigelaufen: sie hatte von ihrem Vorhaben gehört, und weil ihre Mutter, die alte Martha, in dem Marktflecken wohnte, den sie zu besuchen beabsichtigten, wollte sie die Gelegenheit benutzen, ihr das Geld zu schicken, das sie von ihrem Lohne erspart hatte. Frau von Lieven war bereit, den Auftrag zu übernehmen, und das Mädchen übergab ihr mit vielem Danke einen schönen, blanken Mark'or (es war der uns wohl bekannte). Mutter und Tochter traten nun mit heiterm Muth ihre Wanderschaft an. Nach der so langen Entbehrung fühlte sich Pauline so erquickt von der frischen kühlen Morgenluft, daß sie hüpfte wie ein junges Reh, obwohl die Mutter sie erinnerte, daß sie einen weiten Weg zu machen

hätten, und daß es später sehr heiß werden würde. Als nun die Sonne stieg und ihre brennenden Strahlen hernieder sandte, wurde sie bald sehr durstig, um so mehr, als sie zu ihrem Frühstück ein großes Stück trocknes Brod mit bestem Appetit verzehrt hatte. Da weit und breit kein Wasser zu sehen war, mußte sie sich bequemen, den Durst zu leiden, der bei jedem Schritt in der starken Sonnenhitze peinlicher wurde. Sie klagte nicht, um ihre Mutter nicht zu betrüben; aber plötzlich that sie einen freudigen Schrei: „O Mutter!“ rief sie; „ich bin so durstig, daß ich es kaum mehr aushalten kann; sieh! da kommt ein Mann mit einem großen Korb voll schöner, reifer Johannisbeeren; ein Pfund davon können wir doch kaufen und uns daran laben.“

„Mein armes Kind!“ sagte die Mutter; „Du weißt, daß wir kein Geld haben.“

„Ich glaube“, erwiederte Pauline schüchtern, „sie würden nicht viel kosten.“

„Aber ich habe nichts, mein Kind! gar nichts.“

„Mutter“, fuhr Pauline fort, „ich denke, der Mann könnte uns den Mard'or der alten

Martha wechseln; und aus dem Gelde, das du für die gelieferten Arbeiten bekommst, könnten wir die paar Kreuzer, welche die Johannisbeeren kosten, leicht ersetzen.“

„Weder Martha, noch ihre Tochter, sagte die Mutter, „haben uns erlaubt, von diesem Gelde etwas zu borgen; dazu ist es uns nicht anvertraut;“ „Ach!“ entgegnete Pauline betrübt, „wenn sie wüßten, wie mich der Durst quält, sie würden uns gewiß recht gerne leihen was wir brauchen, um die Johannisbeeren zu kaufen.“

„Mein armes Kind“, erwiderte die bekümmerte Mutter: „wir dürfen diesen Willen nicht voraussetzen; auch sind wir der Bezahlung für die gelieferte Arbeit noch nicht ganz gewiß, — und das uns anvertraute Gut ist ein Heiligthum, das wir unter keiner Bedingung antastfen dürfen; — dies Geld muß für uns sein, als hätten wir's nicht.“ Die Mutter umarmte ihre Tochter, drückte sie leise an sich, und ihr trauriger Blick flehte gleichsam, sie nicht ferner um das zu bitten, was sie nicht gewähren könne. Pauline küßte die Hand der Mutter und schaute weg von den lockenden Johannisbeeren, bis der Mann vorüber

war: sie beschloß, ihre Beschwerden muthig zu ertragen, um der Mutter das Herz nicht noch schwerer zu machen.

„Dürstest dich noch so stark?“ fragte diese nach einiger Zeit.

„O ja!“ sagte Pauline; „ich bin wie Sagar's Magd in der Wüste; aber“ fügte sie schnell hinzu, als bei diesen Worten der Mutter die Thränen in die Augen traten — „aber, ich werde nicht daran sterben,“ und sie suchte einige Schritte weit zu laufen, um zu beweisen, daß Durst und Hitze sie noch nicht entkräftet hätten. Ihre dunkel gerötheten Wangen aber, ihre halbgeöffneten, ausgetrockneten Lippen entgingen der besorgten Mutter nicht und ließen sie nur zu sehr erkennen, wie sehr sie leide. Ihre Blicke schweiften nach allen Seiten hin, ob sie nicht ein Haus entdecken könne: „Höre, Pauline,“ sagte sie plötzlich, „hinter diesem Hügel, der die Straße beherrscht, finden wir vielleicht einen Wiesgrund, irgend ein Bächlein oder eine Quelle.“

Pauline bestieg mit Mühe die Anhöhe; sie sah nichts als eine weite Ebene, ganz mit fruchtbaren Weizenfeldern bedeckt, keinen

Baum, kein Gras, das die Nähe des Wassers angedeutet hätte. Kaum vermochte sie es, ihre hervorbrechenden Thränen zurück zu halten; trotz der brennenden Sonnenhitze, spähte sie weit umher; sie konnte sich nicht entschließen wieder herabzusteigen — sie zögerte noch unentschlossen — als sie in nicht großer Entfernung das Bellen eines Hundes hörte. Sie horchte gespannt; bald bemerkte sie, daß der Ton immer von derselben Stelle herkomme; sie erkannte, daß es ein großer Hofhund seyn müsse. Sie eilte dem Klange nach, und erblickte zu ihrer unaussprechlichen Freude, ein Bauernhaus, welches ein Vorsprung des Hügel's ihr bisher verdeckt hatte. Sie rief die frohe Botschaft der Mutter zu, und lief voraus zum Hause. Die Bäuerin empfing sie gar freundlich, reichte ihr ein großes Glas frischen mit Wein vermischten Wassers, damit der kühle Trunk ihr nicht schade; ein zweites hielt sie für die nun auch herbeikommende Mutter bereit. Nachdem sich beide erfrischt und einige Zeit geruht hatten, dankten sie der freundlichen Bäuerin auf's Herzlichste und setzten ihren Weg neu gestärkt fort. Die Bäuerin zeigte ihnen einen kürzeren und

angenehmeren Fußpfad, auf dem sie den Marktflecken schneller erreichen konnten. Pauline war fröhlicher als je, und wünschte sich Glück, das Haus endlich gefunden zu haben.

„Die Noth hat dich klug und umsichtig gemacht“ sagte die Mutter; „sie ist oft die beste Lehrmeisterin.“ „Gewiß,“ antwortete Pauline; „hätte ich die Johannisbeeren gegessen, so würde ich mich nicht weiter bemüht, und das gute Glas Wasser und Wein nicht bekommen haben, das mir den Durst viel besser gelöst hat.“

Während sie so miteinander sprachen, kam ein Weib auf sie zu, das ein abgemagertes bleiches Kind trug; es war so schwach, daß es das Köpfchen kaum aufrecht halten konnte; die dünne, abgehärmte Gestalt des Weibes, ihre geschwollenen roth geweinten Augen ließen ihr Elend nur gar zu deutlich erkennen: sie bat um ein Almosen.

„Ach Gott! wir haben nichts“ sagte Pauline schmerzlich. „Nur so viel“ flehte die Frau, „daß ich etwas für mein armes Kind kaufen könne; schon seit zwei Tagen hab' ich keine Milch mehr; — nur so viel, daß es nicht Hunger sterbe!“ —

„Ich habe nichts, gar nichts,“ wiederholte Frau von Pieven mit unbeschreiblicher Angst. Da setzte sich die arme Frau auf den Rasen und weinte bitterlich. Paulinens Herz blutete; sie faltete die Hände: „Mutter, Mutter!“ rief sie, „können wir sie verhungern lassen? Wäre dieß nicht viel schlimmer als etwas von dem Gelde der alten Martha zu borgen? Wir sind noch nicht weit vom Bauernhause; o erlaube mir zurück zu laufen und den Mard'or wechseln zu lassen!“ Mit niedergeschlagenen Augen, stand die Mutter da, und schien in Nachdenken versunken. „Mein Kind“ sagte sie endlich; „Das Geld gehört uns nicht; es muß uns seyn, als hätten wir es nicht.“ Jetzt brach auch Pauline in Thränen aus; die arme Frau war aufgestanden, und hatte sich Ihnen auf's Neue mit stehendem Blicke genähert. „Um Gotteswillen,“ bat sie, „damit er ihr liebes Fräulein erhalten wolle, erbarmen Sie sich meines armen Kindes.“ — „Glaubt Ihr noch bis zur Stadt gehen zu können?“ fragte Frau von Pieven voll des innigsten Mitleidens. Als die Frau dieß bejahte, zog sie ein Stückchen Papier aus ihrer Tasche, und schrieb

mit Bleistift einige Zeilen! „bringt dieß dem Herrn Stadtpfarrer“ fuhr sie fort, indem sie der armen Frau das Papier überreichte! „Er wird Euch gewiß unterstützen.“ Pauline hörte, wie herzlich sie der Mutter dankte, und wagte es, mit ihren verweinten Augen wieder zu ihr emporzuschauen; der Ausdruck ihres aufrichtigen Erbarmens ergoß wahren Trost in das Herz des armen Weibes; Pauline gab ihr noch den Rest ihres Frühstückbrodes, der sich in ihrer Tasche vorfand und den sie ganz vergessen hatte. Die Frau ging, sie tausendmal segnend, gegen die Stadt zu; sie sah wohl, daß beide alles für sie gethan hatten, was sie thun konnten, und das gab ihr Muth und Trost. Pauline ging schweigend neben ihrer Mutter her; sie vermochte an nichts andres, als an die arme Frau zu denken.

„Du siehst, mein gutes Kind!“ sagte endlich die Mutter, daß es im Leben schwere Versuchungen gibt.“ „O Mutter! so schwer, daß ich gar nicht begreife, wie man ihnen widerstehen kann.“

„Man kann es“, erwiderte die Mutter, „durch die feste Ueberzeugung, daß nichts unmöglich ist, außer die Pflicht zu verletzen.“

„Aber Mutter, wenn du nicht an den Herrn Pfarrer hättest schreiben können, würdest du dich entschlossen haben, die arme Frau verschmachten zu lassen, um Martha's Geld nicht anzutasten?“

„Lieber wäre ich selbst zurückgegangen und hätte für sie um Almosen gebeten.“

Pauline fühlte sich bei diesen Worten ganz getröstet; denn sie sah nun wohl, daß wir unsrer Pflicht immer treu bleiben können, wenn wir es redlich wollen, auf Gottes Hilfe vertrauen, und alle Mittel anwenden, die Er selbst uns an die Hand gibt.

Sie erreichten endlich den Marktflecken. Eine der beiden Kundschaften, mit denen Frau von Lieben zu thun hatte, wohnte gleich am Thore; sie erschraak ein wenig als sie alle Läden des Hauses geschlossen fand; doch erkundigte sie sich, und erfuhr durch eine Magd, die allein zurückgeblieben war, ihre Herrschaft sei in eine dreißig Stunden entfernte Stadt verreiß't, um eine kranke Schwester zu besuchen. Pauline blickte besorgt zu ihrer Mutter auf, und dachte, wie gut es sei, daß sie Martha's Geld unberührt bewahrt hätten. Sie gingen zur andern Kundschaft,

und eine Nachbarin sagte ihnen, diese habe den Ort nur kurze Zeitlang bewohnt, und sei dann fortgezogen, man wisse nicht wohin. Frau von Reyen setzte sich auf die Bank die vor dem Hause stand, Pauline sah sie erbleichen und sich ermattet an die Mauer lehnen. Bisher hatte ihr entschlossener Muth die Schwäche überwunden, die ihr von der Krankheit zurückgeblieben war; sie hatte die Müdigkeit des langen Ganges, den Verdruß der ersten Täuschung ertragen: jetzt aber verließen sie ihre Kräfte und sie wurde ohnmächtig. Zitternd und weinend stand Pauline neben ihr, umarmte, rief und schüttelte sie, um sie wieder zu sich zu bringen. Sie wagte es nicht, sie zu verlassen, um Hülfe zu suchen; niemand ließ sich blicken; die Leute waren alle auf dem Felde. Endlich trat die Nachbarin, mit der sie gesprochen hatten, wieder aus dem Hause. Pauline deutete auf die Mutter; die Nachbarin holte noch zwei alte Frauen herbei und bemühte sich mit ihnen, die nöthige Hülfe zu leisten. Endlich schlug die Mutter die Augen auf und blickte auf ihre Tochter, die vor ihr knieend, ihr die Hände küßte; „Mutter, hier bin ich,“ rief

Pauline, denn in diesem Augenblick fühlte sie nur die Freude des Wiedersehens. — Bald aber wurde ihr sehr bange; sie wußte nicht, wie sie in die Stadt zurückkehren sollten, die sie bewohnten; die Mutter suchte sie zu beruhigen, meinte, sie werde sich schnell erholen; doch war sie so matt, daß jeden Augenblick eine neue Ohnmacht ihr drohte. So oft sie die Augen schloß, brachen Paulinens Thränen auf's Neue hervor; sie hielt mit Gewalt an sich, um die Mutter nicht noch mehr zu ängstigen, und sagte nur leise vor sich hin: Mein Gott, mein Gott! was soll aus uns werden! wie werden wir heimkommen?“ Eine der Frauen sagte, es werde in zwei Stunden ein Stellwagen durchfahren, aber Pauline wußte wohl, daß sie nichts hatten, die Plätze zu bezahlen, und außerdem schien es ihr unmöglich, daß die Mutter die Fahrt aushalten könne, ohne ordentlich geruht und sich erquickt zu haben. Dennoch fiel es ihr gar nicht mehr ein, Martha's Geld zu gebrauchen; aber plötzlich kam ihr der Gedanke, daß —, wenn sie es ihr bringe — Martha ihr vielleicht gerne etwas leihen werde. Voll Freude zog sie den Ward'or

aus der Tasche ihrer Mutter, bat eine der Frauen, ihr Martha's Wohnung anzuzeigen, erholte durch einen Blick die Erlaubniß der Mutter und eilte von dannen. Sie lief so schnell, daß die Frau ihr kaum folgen konnte; mit klopfendem Herzen pochte sie an Martha's Thüre — sie war gesperrt. Martha war vier Stunden weit gegangen in der Grubde, um Taglohn zu arbeiten. Pauline konnte bei dieser Nachricht kein Wort hervorbringen; ihr Brust war so bekloffen, ihre Gedanken so verwirrt, daß sie kaum mehr wußte, wo sie sei. Sie blickte um sich, als wollte sie jemanden suchen, der ihr helfen könnte; alle Leute um sie her schienen noch ärmer als sie; doch fühlte sie, daß in diesem Augenblicke keiner unglücklicher sei. — Jetzt erklang der muntere Ton eines Posthorns; Peitschen knalpen und ein Reisewagen fuhr in die Straße und hielt vor dem Posthause; da die Straße sehr eng war, mußten Pauline und ihre Begleiterin stehen bleiben. Ein Herr mit seiner Frau und seiner Tochter stiegen aus dem Wagen. Bald wurden sie von Armen umringt die um Almosen baten. Dieser Anblick bewegte Paulinen tief. Sie

hörte die sanfte Stimme der Frau, sie sah das liebliche Mädchen, welches ungefähr in ihrem Alter zu seyn schien, sie konnte sich nicht entschließen, von der Stelle zu gehen: da sagte der Herr gar freundlich zu den ihn umstehenden Armen: „Meine Kinder! hier gebe ich nichts; aber wenn ihr auf mein Schloß Isenburg kommen wollt, — Ihr kennt es alle, es ist ganz nah bei hier — so will ich Euch Arbeit geben.“

Wie ein Blitz fiel der Gedanke in Paulinens Seele, daß auch sie um Arbeit bitten könne. Sie eilte in den Posthof, und stund bald vor der Frau, die gerade in's Haus gehen wollte. Jetzt aber versagte ihr der Muth; sie schlug die Augen nieder, und vermochte es nicht, ihre Bitte auszusprechen. Ihr einfacher, aber doch reinlicher und geschmackvoller Anzug, ihre edle bescheidene Haltung, ihre Verlegenheit, ihre Thränen fielen Frau von Isenburg (so hieß die sanfte Frau) auf, und sie fragte liebevoll, was sie von ihr wünsche. Pauline zögerte, aber der Gedanke, daß ihre Mutter sie erwarte und sich vielleicht um sie ängstige gab ihr Muth, und mit leiser Stimme und fest gefalteten

Händen, flüsterte sie: „Geben Sie auch mir Arbeit!“

„Gerne, mein liebes Kind,“ antwortete Frau von Isenburg, „aber welche Arbeit?“

Wieder verstummte Pauline; das Mädchen nahm sie freundlich bei der Hand und sagte ermuthigend: „sprich doch mit der Mutter!“

„Ich bitte um Näh- und Stickerarbeit“ fuhr Pauline auf dieselbe Weise fort, „aber. . . Aber. . . Sie müßten so gut seyn, mir einiges voraus zu bezahlen, dann“ fügte sie mit großer Lebhaftigkeit hinzu, „dann will ich für Sie arbeiten so viel und so lange Sie wollen.“

Frau von Isenburg befragte sie gerührt über ihre Verhältnisse, und Pauline, die jetzt Muth gefaßt hatte, beschrieb ihr die traurige Lage, in der sie sich befände; während sie so erzählte, fiel der Mard'or, den sie in der Hand hielt, zu Boden. Das junge Mädchen hob ihn auf und stellte ihr ihn zurück; aber man sah ihr den Kummer an, den sie darüber empfand, daß Pauline — wie sie meinte — sie belogen habe.

„Mein Kind,“ sagte Frau von Isenburg

in vorwurfsvollem Tone; „warum hast du mir gesagt, du habest kein Geld?“

„Es gehört uns nicht,“ antwortete Pauline mit großer Einfachheit und ohne die geringste Befangenheit, „also durften wir es nicht antasten.“

Das junge Mädchen blickte freudig zu ihrer Mutter auf, die Paulinen umarmte und sie bat sie sogleich, zu ihrer kranken Mutter zu führen. Herr von Isenberg erinnerte sich Frau von Lieven in früherer Zeit — als sie noch mit ihrem Gatten die Hauptstadt bewohnte — gekannt zu haben. Er und seine Frau hörten nicht auf zu bitten, bis sie ihnen versprochen hatte, mit Paulinen einige Tage auf ihrem Schlosse zuzubringen. Er hob sie sogleich in seinen bereit stehenden Wagen. Pauline war höchstfreut, ihre geliebte Mutter in dem bequemen Wagen sitzen zu sehen, umgeben von guten Menschen, die sich liebevoll um sie bemühten. Tags darauf wurde der verhängnißvolle Ward'or durch einen vertrauten Diener der alten Martha zugeschickt. Frau von Lieven bedurfte nur der Ruhe und Pflege; bald hatte sie sich vollkommen erholt. Aber ihre

Freunde konnten sich nicht entschließen, sie fortziehen zu lassen; sie baten sie dringend, bei ihnen bleiben und ihnen in der Erziehung ihrer Tochter behülflich seyn zu wollen. Sie hätte vielleicht lieber ihr stilles, verborgenes Leben fortgeführt; der Gedanke aber, daß sie ihren großmüthigen Freunden sich dankbar erweisen könne, wenn sie ihren Wunsch gewähre, und die Hoffnung, daß Pauline unter allen Umständen bei ihnen Schutz finden werde, bewogen sie, den Vorschlag anzunehmen. Pauline war überglücklich, bei Fr. von Isenberg bleiben zu dürfen, die sie schon sehr lieb gewonnen hatte.

„Mutter“, sagte sie einst, als sie von der günstigen Wendung ihres Schicksals mit einander sprachen: „Wir haben unsre Pflicht gethan, und Gott hat uns belohnt.“

„Mein Kind“ erwiderte die Mutter, „unsrer jetziges Glück ist eine Wohlthat Gottes, aber nicht gerade eine Belohnung.“

„Warum denn nicht?“

„Obwohl“, fuhr die Mutter fort, „Gott es manchmal fügt, daß wir durch Erfüllung unsrer Pflicht auch zu irdischem Segen

gelangen, so ist doch dieß nicht der Lohn, den Er unsrer Treue bewahrt; den haben wir jenseits zu erwarten. Hier auf Erden ist der Lohn, den Gott uns immer gibt, wenn wir Ihm treu sind, Ruhe des Gewissens und die Freudigkeit, die daraus entspringt. Viele tugendhafte Menschen haben hienieden keinen andern erhalten; glaubst du deshalb, daß Gott gegen sie ungerecht gewesen sei?"

„O nein, liebe Mutter; gewiß nicht!“

„Und glaubst du nicht, daß ihre Pflichten oft weit schwerer zu erfüllen waren, als die unsrigen es gewesen sind? Sie sind auch unter den lockendsten Versuchungen treu geblieben, und dennoch hat ihnen der liebe Gott das nicht gegeben, was du eine Belohnung nennst.“

„Aber Mutter,“ sagte Pauline, „wir sind doch gerade d a d u r c h hierher gekommen, wo wir uns so wohl befinden, daß wir unsre Pflicht gethan haben.“

„Allerdings;“ erwiderte die Mutter, „oft läßt es Gott so zu, und auch dieß ist uns ein Beweis seiner väterlichen Fürsorge; Er will daß wir uns bemühen, der Pflicht getreu zu

bleiben und alles zu vermeiden, was uns zur Verletzung derselben führen könnte; und diese Mühe gereicht uns manchmal auch zum irdischen Glück. — Wer leichtsinnig und gewissenlos bei jeder Gelegenheit, die ihn lockt, bei jeder Schwierigkeit, die ihm entgegen tritt, der Versuchung nachzugeben bereit ist, der wird sich nicht anstrengen, bessere Wege zu finden.“

„Das versteh' ich ganz wohl.“

„Diejenigen aber, die entschlossen sind, überall ihren Pflichten nachzukommen, bieten alle ihre Kräfte auf, die rechten Mittel, die sie zum Ziele führen können, zu entdecken, und auch hier bewährt sich das göttliche Wort des Evangeliums.

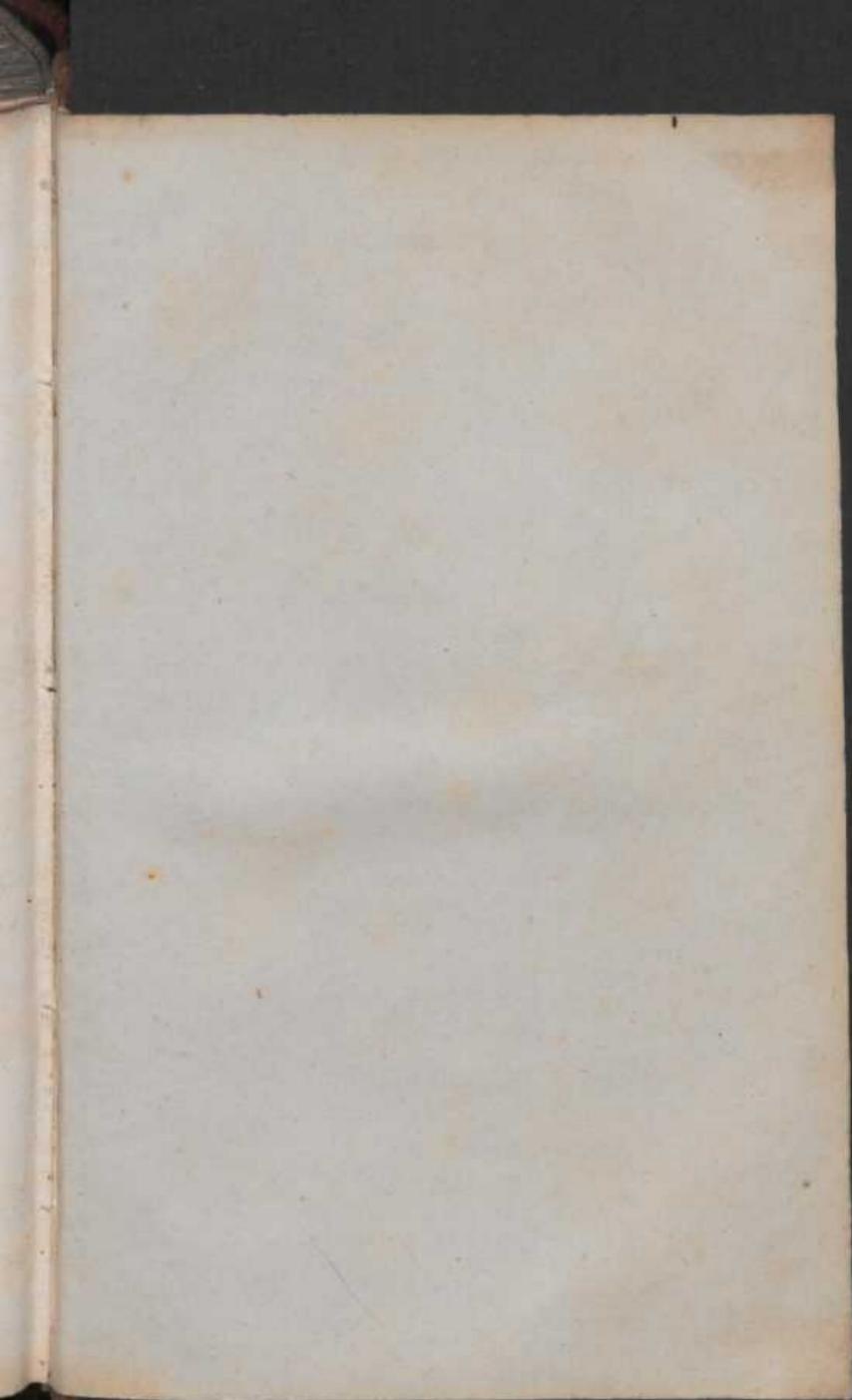
„Suchet, und ihr werdet finden!“ So kann es wohl geschehen, daß die Mühe, die wir uns geben, der Pflicht auf keine Weise entgegen zu handeln, uns Mittel finden läßt, die sehr zu unserm Vortheil gereichen, und an die wir sonst gar nicht gedacht hätten.“

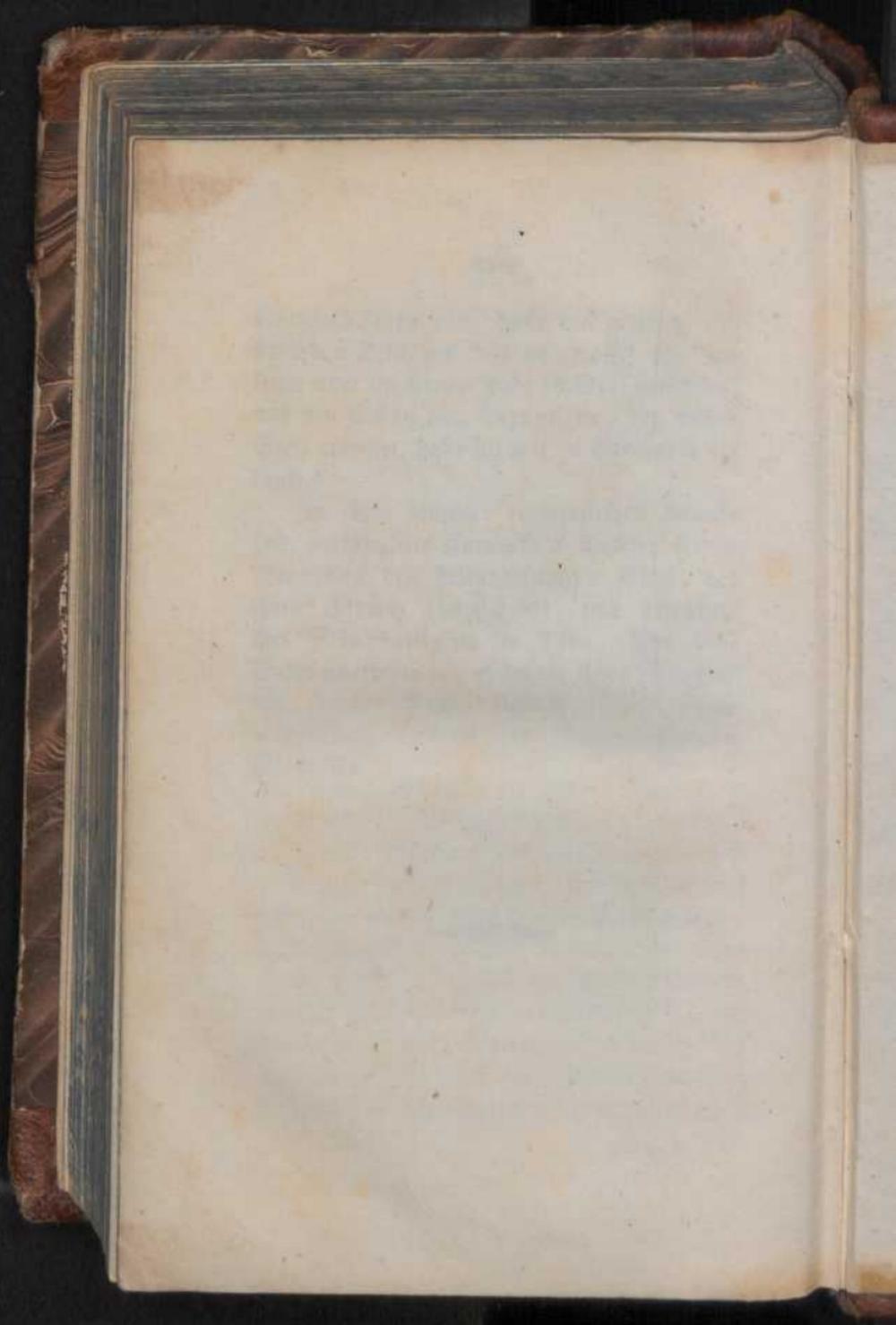
„Gewiß,“ sagte Pauline fröhlich: „gerade so ist es mir mit den Johannisbeeren gegangen; und wenn ich, als du, liebe Mutter, so krank wurdest, es gewagt hätte, Martha's Gold

anzugreifen, so würde ich nie daran gedacht haben, mich an Frau von Isenberg zu wenden, und so wäre unser jetziges Glück uns nie zu theil geworden."

Während sie so sprachen, kam die arme Frau, die sie damals auf dem Wege getroffen hatten; obwohl sie noch mager war, sah sie doch heiter und zufrieden aus; der Stadtpfarrer hatte sie auf Frau von Lievens Bitte unterstützt und sie dann an eine Fabrik gewiesen, deren Eigenthümer, ein rechtschaffener, wackerer Mann, ihr Arbeit gegeben hatte. Sie kam, um ihren gütigen Wohlthäterinnen zu sagen, wie gut ihr es gehe, und brachte dem lieben Fräulein ihr Kindchen, das jetzt frisch und gesund geworden, damit sie es küße.

"O Mutter, Mutter!" rief Pauline voll Freude, auch diese gute Frau haben wir zum Herrn Pfarrer geschickt, um Martha's Geld treu bewahren zu können: Wie vielen Segen hat uns diese Treue gebracht!" —





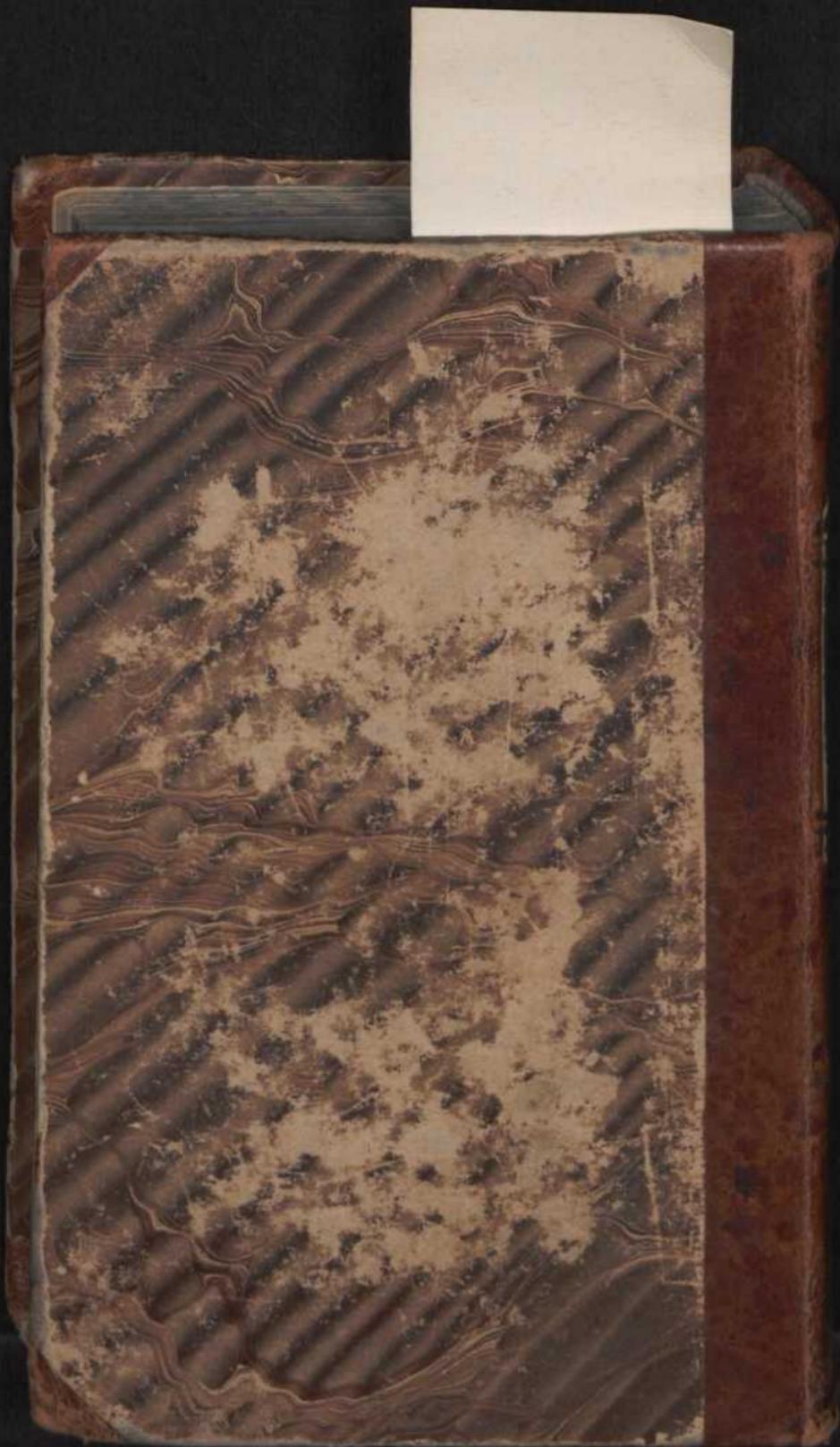
D
F200
Jug

66/1609 D

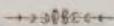
Internationale Jugendbibliothek



047002125430



Geschichte eines Maxd'or
in
drei Erzählungen.



- I. Das bewegliche Bild, oder:
Was gilt ein Maxd'or?
- II. Der kleine Peter.
- III. Die Versuchungen.

Aus dem Französischen.

Jugend - Bibliothek.

Auswahl vorzüglichster Erzählungen
für Kinder.

X.

Mugßburg, 1857.

Verlag der A. Holtmann'schen Buchhandlung.

